Materialien zur Friedenserziehung

Beispiele Praxis

www.volksbund.de

Pädagogische Handreichung - Arbeit für den Frieden

Spurensuche

Pilotprojekt der Regionalen Schule Gelbensande

Einzelschicksale
Seite 10 – 26

Zeitzeugen berichten
Seite 27 - 54

Kurzdarstellung –
KZ – Außenlager Schwarzenpfost
Seite 57 - 61

Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen

Ministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur
Mecklenburg-Vorpommern

Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e. V.

„Spurensuche“

Pilotprojekt
der Regionalen Schule Gelbensande

Pädagogische Handreichung
für den projektorientierten Unterricht aller Schulformen

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge
Landesverband Mecklenburg-Vorpommern
Petra Klawitter

Diese Publikation entstand mit freundlicher Unterstützung
des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur,
Mecklenburg-Vorpommern

Ministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur
Mecklenburg-Vorpommern

Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e. V.

Endlich Frieden ...

Lazarett/Lazarettfriedhof Gelbensande

„Geschichte gestaltet als geistiger Spiegel der Natur wie jene selbst in unendlichen und unberechenbaren Formen: sie übt keine Methode und überspielt verächtlich jedwedes Gesetz. Bald scheint sie zielhaft wie Wasser zu strömen, bald wölkt sie Geschehnes aus dem lockeren Zufall des Windes. Oft stuft sie Epochen mit der großen Geduld der langsam aufwachsenden Kristalle, dann wieder presst sie andrängende Sphären dramatisch in einen einzigen Blitz. Denn ob auch Millionen Energien unsere Welt bewegen, immer sind es nur jene wenigen explosiven Augenblicke, die ihr dramatische Formen geben.“

(Stefan Zweig)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Ministerium für Bildung — Seite 4

Regionale Schule Gelbensande — Seite 5 – 6

Zur Geschichte des Lazaretts — Seite 7 – 8

Schülerzeichnung „Soldaten“ — Seite 9

Einzelschicksale — Seite 10

Peter Kaufmes — Seite 11 – 12

Walter Matznick — Seite 13 – 15

Herbert Kajüter — Seite 16

Gedicht „Der Helm“ — Seite 17

Walter Weidauer — Seite 18 – 19

Theobald Mühle — Seite 20 – 22

Dr. Wilhelm Landskron — Seite 23 – 24

Dr. Dettmar Glöckner — Seite 25

Alois Elsner — Seite 25

Ivan Marian — Seite 26

Zeitzeugen berichten — Seite 27

Irmgard Glöckner — Seite 28 – 29

Gerd Neumann — Seite 30

Wolfgang Straub — Seite 31 – 32

Ingrid Raith — Seite 33

Reinhold Schimmel — Seite 34 – 36

Ilse Tritschoks — Seite 37 – 38

Wolfgang Reinke — Seite 39 – 43

Prof. Dr. Herbert Knabe — Seite 44 – 47

Erhard Heinzelmann — Seite 48

Josef Kohler — Seite 49 – 54

Die Suche geht weiter ... — Seite 55

Ernst Victor Cohn — Seite 55

Danksagung — Seite 56

Kurzdarstellung KZ -Außenlager Schwarzenpfost — Seite 57

Forschungsprojekt — Seite 58

Heinkel Flugzeugwerke Schwarzenpfost/Karten-ausschnitt — Seite 59

Unglaublich, aber wahr ... — Seite 60

Malka Weinreb — Seite 61

Weitere Publikationen — Seite 62 – 64

Vorwort Ministerium für Bildung

Sehr geehrte Lehrinnen und Lehrer,
liebe Schülerinnen und Schüler,
verehrte Interessenten,

Arbeit für den Frieden hat viele Seiten: Toleranz üben, ein humanes Menschenbild wahren, das Völkerrecht achten, um die Aussöhnung und Verständigung der Völker bemüht zu sein. Der Volksbund fördert deshalb die Begegnung und das gemeinsame Wirken junger Menschen aller Nationen und der Landesverband in Mecklenburg-Vorpommern hat sich dazu in besonderer Weise der Schul- und Jugendarbeit zugewandt.

Die vom Volksbund initiierten oder begleiteten Schulprojekte in unserem Bundesland sind überzeugend. Der Erhalt von Kriegsgräbern gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn diese in ihren mahnenden Funktionen wahrgenommen werden. Für die Schülerinnen und Schüler wird hier Geschichte erlebbar als Mahnung zum Frieden, im Sinne von Gewaltprävention, im Angesicht der verheerenden Auswirkungen von Krieg- und Gewaltherrschaft, von Intoleranz und Fremdenhass.

Das Projekt „Spurensuche im Rahmen des Geschichtsunterrichtes“ am Beispiel der Geschichte des Lazarettfriedhofes Gelbensande ist ein hervorragendes Beispiel für ein solch gelungenes Schulprojekt. Als Thema im Geschichtsunterricht aufgenommen, engagierten sich die Schülerinnen und Schüler der Regionalen Schule Gelbensande auch in ihrer Freizeit. Ihre Tätigkeit ging in Anspruch und Ausmaß weit über das hinaus, was man von 14- bis 16-jährigen Jugendlichen erwartet. Im Rahmen des Projekts haben sie Kontakte in viele Länder Europas, zum Holocaust Museum New York und nach Israel geknüpft. Viele persönliche Kontakte bestehen bis heute.

Geschichte findet nicht nur auf großen Schauplätzen statt. Wir sind nicht nur von ihr umgeben, sondern Bestandteil. Die Schülerinnen und Schüler von Gelbensande haben das erkannt. Mein besonderer Dank gilt all jenen, die dieses eindrucksvolle Projekt tatkräftig unterstützt haben.

Ich würde es sehr begrüßen, wenn diese Handreichung weitere Schulen und Bildungseinrichtungen anregt, ähnliche Projekte in ihrer Region im Rahmen des Geschichtsunterrichtes durchzuführen.

Hans Metelmann

Prof. Dr. Dr. med. Hans-Robert Metelmann
Minister für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Vorwort – Regionale Schule Gelbensande

Durch ein Inserat in einer Tageszeitung über die Jugendarbeit des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. des Landes Mecklenburg-Vorpommern wurde ich auf eine mögliche Form der Jugendarbeit aufmerksam. So erzählte ich „meinen“ Schülern davon, die mich nun zum Handeln aufforderten und fragten, ob wir nicht auch in eine Jugendbegegnungsstätte des Volksbundes fahren könnten. Die erste Kontaktaufnahme erfolgte per Telefon mit der Schulreferentin des Volksbundes in Schwerin, Frau Rüge-Fischer, und so fuhren im Frühjahr 2000 die ersten interessierten Schüler unserer Schule nach Frankreich/Niederbronn. Um den Reisebus optimal auszulasten, boten wir dem benachbarten Gymnasium in Rövershagen an, sich mit einigen Schülern unserem Projekt anzuschließen. Seither fahren wir jedes Jahr gemeinsam in eine der Jugendbegegnungstätten des Volksbundes.

Schulprojekt in der Jugendbegegnungsstätte Niederbronn/Frankreich

Nach unserer Rückkehr aus Frankreich organisierten wir eine Ausstellung und luden unsere Sponsoren und Frau Rüge-Fischer zu einem gemeinsamen Gespräch ein. Dabei wies uns die Schulreferentin darauf hin, dass es in Gelbensande auch einen Soldatenfriedhof gibt, der einen sehr ungepflegten Anblick bot. Hier sind Soldaten aus verschiedenen Nationen, drei KZ-Häftlinge, Flüchtlinge und Zwangsarbeiter bestattet worden. Die Schüler wollten wissen, wer dort liegt, woher sie kamen und, und, und … Einiges war über den Friedhof bekannt, dennoch konnten nicht alle Fragen beantwortet werden. Durch vorherige geschichtliche Tätigkeit besaß ich eine Gräberliste des Deutschen Roten Kreuz, das war alles. Und die Schüler ließen nicht locker ... So setzten wir einen Standardbrief auf und schickten diesen an alle auf der Gräberliste verzeichneten Adressen, in der Hoffnung, noch Angehörige zu finden. Die Adressen auf der Gräberliste waren mindestens 55 Jahre alt!!! Erschwerend kam hinzu, dass wir über die Landesgrenzen hinaus recherchieren mussten. Daher schrieben wir an die in Frage kommenden Botschaften (Polen, Lettland, Litauen, Russland, Ukraine, Rumänien, Italien, Norwegen, Israel) und baten um Hilfe. Hier sei erwähnt, dass sich die Österreichische Botschaft besonders bemühte, uns zu helfen. Durch das Engagement des Herrn Generalkonsuls Köllner konnten wir z. B. Angehörige des Lazarettarztes Dr. Landskron finden. Unsere Recherchen erstreckten sich über die Befragung der Dorfbevölkerung, das Arbeiten in Archiven, die Suche im Internet, Befragung der Deutschen Dienststelle (ehem. Wehrmachtsauskunftsstelle) in Berlin, Zeitzeugengesprächen, Anfragen bei Ordnungsämtern und die Zusammenarbeit mit dem Volksbund, besonders mit dem Landesverband Mecklenburg-Vorpommern. Noch heute erhalten wir Briefe von Angehörigen hier bestatteter Menschen und finden neue Angehörige.

Neben der Forschungstätigkeit gingen wir daran, den Friedhof zu erneuern und umzugestalten. Mit Hilfe des Volksbundes entstand ein Konzept, das dann von uns umgesetzt werden sollte. Die nötigen finanziellen Mittel wurden durch das Innenministerium des Landes Mecklenburg-Vorpommern bereitgestellt. Wir holten für die auszuführenden Arbeiten Kostenvoranschläge regionaler Firmen ein und es entstand ein neues Hochkreuz, ein neuer Zaun und auch die Grabsteine wurden erneuert, denn bei unseren Recherchen entdeckten wir, dass manche Daten auf den Grabsteinen nicht stimmten. Außerdem mussten zusätzliche Grabsteine aufgestellt werden, da sie vorher völlig fehlten. Wir konnten zwei Schicksale klären und die Angehörigen, die bis zu diesem Zeitpunkt nichts über den Verbleib ihres Familienmitgliedes wussten, informieren.

Fahrt zum Futa-Pass/Italien 2003

Vorwort

Nebenher entstand eine Ausstellung zu unseren Forschungsergebnissen, ein Teil ist als Dauerausstellung im Jagdschloss Gelbensande zu sehen.

2001 entstand die Idee, eine Holzplastik in Form einer trauernden Frau als Mahnung gegen Krieg und Gewalt auf dem Friedhof zu errichten. Über ein Jahr sammelten wir die nötigen finanziellen Mittel, um unsere Idee zu verwirklichen. Ein Künstler erstellte erste Entwürfe, einen entsprechenden Eichenstamm erhielten wir kostenlos von einer ortsansässigen Holzverarbeitungsfirma. Zum Volkstrauertag 2002, den die Schüler unserer Schule gestalteten, konnte „Die Trauernde“ der Öffentlichkeit übergeben werden und fand neben dem Hochkreuz einen würdigen Platz.

„Die Trauernde“

Die Projektgruppe übernahm mit der Einweihung des neu gestalteten Friedhofes die Pflegepatenschaft. Ein entsprechender Vertrag wurde mit der Gemeinde Gelbensande geschlossen.

Der Projektgruppe gehören etwa 12-15 Schüler an, die zwischen 13 und 16 Jahre alt sind. Die Zusammensetzung ändert sich jährlich, da Schüler die Schule nach der 10. Klasse verlassen und neue Schüler, meist ab der 8. Klasse, hinzukommen.

Volkstauertag 2001, Einweihung der neu gestalteten Kriegsgräberstätte

In den ersten Jahren arbeiteten wir ausschließlich in der unterrichtsfreien Zeit. Ab dem Schuljahr 2002/2003 gibt es unser Projekt auch als Wahlpflichtfach Geschichte (zwei Wochenstunden), was aber für unsere Arbeit zeitlich nicht ausreichend ist. Oft arbeiten wir über das Maß der obligatorischen Stunden hinaus. Seit November 2002 besteht ein enger Kontakt zu einer Projektgruppe „Geschichte“ in Goleniow (Polen). Diese Gruppe möchte in ihrer Region ein ähnliches Projekt starten und polnische und deutsche Soldatengräber pflegen, historische Hintergründe erforschen und uns bei der Suche nach polnischen Angehörigen helfen. Regelmäßige Treffen beider Projektgruppen sind geplant.

Grabstelle Peter Kaufmes nach Neugestaltung

Zur Geschichte des Lazaretts in Gelbensande

Gelbensande am 1. Mai 1945: Auch hier gingen die leidvollen Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges nicht spurlos vorbei. Die Rote Armee stieß bis nach Ribnitz und Rostock vor, alle nach Westen führenden Verkehrswege waren für Flüchtlingstrecks und Militäreinheiten abgeriegelt.

Auf den Bahngleisen in Gelbensande steckte ein aus Pommern evakuiertes, aus zwei Eisenbahnzügen bestehendes, Lazarett fest. Kurzerhand ließ der damalige Kommandant Dr. Hoffmann die Verwundeten ausladen und richtete für die etwa 750 Kranken in Gelbensande ein Hilfslazarett ein.

Nach fast achtwöchiger Irrfahrt fanden die Soldaten endlich erste Hilfe und Geborgenheit. Die Patienten wurden in verschiedenen Gebäuden des Dorfes untergebracht. So sorgte der junge Arzt Dr. Knabe im ehemaligen Kinderheim für die ihm anvertrauten Menschen und wurde in den nächsten Wochen und Monaten ein gefragter Arzt, nicht nur in Gelbensande.

Ehemaliges Kinderheim – Hier wirkte Prof. Dr. Knabe

Bahnhof von Gelbensande

Zur Geschichte des Lazaretts in Gelbensande

Weiterhin wurden das Forstamt mit dazugehörender Scheune Lazarett. Hier richtete man einen Verbandsraum und einen behelfsmäßig ausgestatteten Operationsraum ein.

Ehemaliges Forstamt

In ihrem privaten Eigenheim sorgte sich Rotkreuzhelferin Ingrid Raith um Kranke. Mit zwei Sanitätern pflegte sie aufopferungsvoll etwa 30 Patienten. Darunter befanden sich zwei ehemalige KZ-Häftlinge, die zuvor zu Fuß von Barth kommend Gelbensande erreichten. Nur einer der beiden Häftlinge überlebte.

Eigenheim, in dem Frau Raith ihre Patienten versorgte

Ein Großteil der Verwundeten und Verletzten fand Pflege im Jagdschloss Gelbensande. Im hier eingerichteten Hilfslazarett hatte Chefarzt Dr. Hoffmann ein Plakat mit der Aufschrift „Seuchengefahr“ in deutscher und russischer Sprache aufstellen lassen.

Als am 2. Mai 1945 russische Soldaten den großen Saal nach Beutestücken durchsuchten, verfehlte dieses Plakat seine Wirkung nicht. Das Schloss verkörpert einen Teil russischer Kulturgeschichte, was wohl zusätzlich vor weitreichenden Plünderungen schützte. So zogen die Einheiten der Roten Armee bald ab.

Jagdschloss Gelbensande

Neben dem Schloss wurde ein kleiner Friedhof angelegt, auf dem vor allem die Verstorbenen des Lazaretts ihre letzte Ruhe fanden.

Lazarettfriedhof vor der Umgestaltung

Schülerzeichnung „Soldat“

Einzelschicksale aus dem Lazarett

„Die Luft ist feucht, der Himmel bedeckt und der Boden nass. Ich liege hier und verstecke mich hinter Bäumen, Büschen und unter Blättern. Ich hatte Angst davor, den Sonnenaufgang nicht mehr zu erleben ...“

(Schüler der Realschule Gelbensande)

- **Peter Kaufmes**
- **Walter Matznick**
- **Herbert Kajüter**
- **Walter Weidauer**
- **Theobald Mühle**
- **Dr. Landskron**
- **Dr. Glöckner**
- **Alois Elsner**
- **Ivan Marian**

„Die Menschen sollen aus der Geschichte lernen und nicht, wenn es wieder zu spät ist ... – Wir haben genug Leid auf dieser Welt!“

Schülerzeichnung nach Picasso

**„Der Krieg heute, was nutzt uns der?
Wann ist endlich Frieden auf der Welt?“**

Peter Kaufmes

Die Witwe, Anna Kaufmes, berichtete uns am 25.03.2001:

„Peter Kaufmes wurde am 27.08.1913 als zweites Kind der Familie Rosa und Peter Kaufmes in der Gemeinde Tartlau in Siebenbürgen, das damals zu Österreich/Ungarn gehörte, geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel Siebenbürgen an den rumänischen Staat. Mit seinen Geschwistern wuchs er in einer Bauernfamilie auf. Vom dritten bis zum sechsten Lebensjahr besuchte er den deutschen Kindergarten und dann acht Jahre die deutsche Volksschule. Anschließend arbeitete er in der elterlichen Landwirtschaft. Den Militärdienst leistete er in der rumänischen Armee. Als sein Vater 1934 starb, übernahm er die Leitung der elterlichen Landwirtschaft. Am 03.03.1938 heiratete Peter Kaufmes seine Anna, geb. Simetz. Am 21.02.1940 wurde der Sohn Peter geboren, am 18.11.1941 erblickte Otto das Licht der Welt.

Peter Kaufmes

Im März 1939 musste Peter Kaufmes zum rumänischen Militär und blieb dort bis Juli 1943. Nach einem Abkommen der rumänischen und deutschen Regierungen wurden alle deutschen Soldaten aus dem rumänischen Heer entlassen und von der deutschen Wehrmacht übernommen (Juli 1943). Da habe ich meinen Mann zum letzten Mal gesehen. Er soll die ganze Zeit, bis zum Kriegsende, im Osten im Einsatz gewesen sein. Als dann am 23.08.1944 der Umsturz kam und sich Rumänien mit Russland verbündete, begann für die deutsche Bevölkerung in Rumänien eine schwere, leidgeprüfte Zeit. Der Briefverkehr zwischen Deutschland und Rumänien wurde unterbrochen , so wussten wir nichts mehr voneinander.

Diese Ungewissheit zwischen Bangen, Hoffen und Verzweifeln war furchtbar. Dazu hatte man uns alles weggenommen. Wir wurden vollständig enteignet. Unser sämtliches Hab und Gut, Grund, Haus, Hof, Vieh und sogar die Lebensmittel nahm man uns. Wir waren vogelfrei. Jeder konnte mit uns machen, was er wollte. Rechte gab es keine für uns. Eine rumänische Familie zog bei uns ein und nannte sich neuer Eigentümer. Gemeinsam mit meiner Schwiegermutter und meinen beiden Jungen blieb uns ein Zimmer im eigenen Haus. Das blieb solange so, bis diese Leute alles zerstört hatten. Die kommunistische Regierung gab uns später unser Haus zurück und wir mussten mit allem alleine fertig werden.

Hochzeit von Anna und Peter Kaufmes 1938

Peter Kaufmes

Anna Kaufmes

Den schwersten Schlag erlitten wir am 13.01.1945, als die furchtbaren Deportationen durchgeführt wurden. Alle Mädchen und Frauen vom 18. bis zum 35. Lebensjahr und die Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahr, die deutscher Abstammung waren oder deutsche Namen trugen, wurden zum Wiederaufbau ins Donezbecken verschleppt. Die kleinen Kinder blieben allein zurück, einfach ihrem Schicksal überlassen.

Als nach dem Krieg der Briefwechsel zwischen Deutschland und Rumänien wieder begann, fing das Suchen nach den Angehörigen an. Diese verzweifelte Ungewissheit dauerte bei mir von 1944 bis 1949. Durch das Deutsche Rote Kreuz erfuhr ich vom Tod meines lieben Mannes. Es war ein harter Schlag, hatten wir doch ein kurzes aber inhaltsreiches Eheglück. Der Schmerz und die Narben sind geblieben und werden ewig brennen. Im Jahre 1940 lebten noch 248 000 Deutsche in Siebenbürgen, 3200 in unserem Heimatort Tartlau. Über 40 000 starben während des Krieges und über 10 000 kamen von den Deportationen aus Russland nicht zurück. Als sich dann die deutsche Regierung dafür einsetzte, dass wir nach Deutschland übersiedeln konnten, verließen wir schweren Herzens unsere Heimat und kehrten in unser Mutterland heim, von wo unsere Ahnen vor über 800 Jahren ausgezogen waren und Siebenbürgen urbar machten und eine neue Heimat gründeten. Die Sehnsucht und das Heimweh werden ewig anhalten. Mit meinen beiden Söhnen und ihren Familien haben wir in Böblingen eine neue Heimat gefunden.

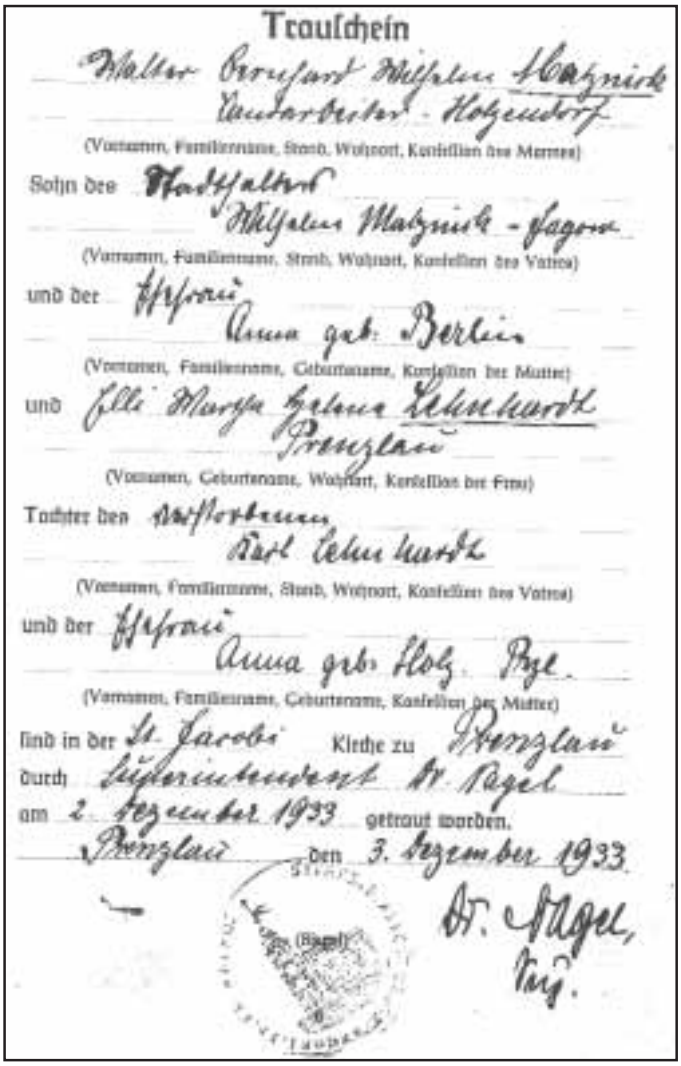
Die Kirchenburg im Heimatort der Familie Kaufmes in Tartlau

In Dankbarkeit und herzlicher Verbundenheit
Anna Kaufmes.“

Anna und Peter Kaufmes
mit ihren Kindern

Walter Matznick

Walter Matznick wurde am 11.06.1907 in Lauenhof als Sohn eines Landarbeiters geboren. Er besuchte die Volksschule bis zur 8. Klasse und war dann als Platzmeister (Sägewerk, Tischlerei, Zimmerei) in Prenzlau tätig und wurde Grenadier. 1943 kam die Einberufung zur Artillerie in Prenzlau. Durch häufige Krankheit musste er in den Lazaretten Prenzlau und Zinnowitz gepflegt werden. Nach einem Heimaturlaub brach seine Krankheit erneut aus und wieder musste er ins Lazarett. Mit einem Lazarettzug der Wehrmacht gelangte er nach Westen, bis der Zug auf dem Bahnhof in Gelbensande stecken blieb. Die etwa 750 Verwundeten wurden ausgeladen, Walter Matznick kam in das Eigenheim Nr. 6 zu Lazarettschwester Ingrid Raith und erhielt hier liebevolle Pflege. Er starb am 30.05.1945. Walter Matznick und seine Frau bekamen zwei Söhne, die heute mit ihren Familien in Prenzlau leben.



Trauschein

Walter Bernhard Wilhelm Matznick
Landarbeiter - Holzendorf
(Vornamen, Familienname, Stand, Wohnort, Konfession des Mannes)

Sohn des Hofbesitzer
Wilhelm Matznick - Jagow
(Vornamen, Familienname, Stand, Wohnort, Konfession des Vaters)

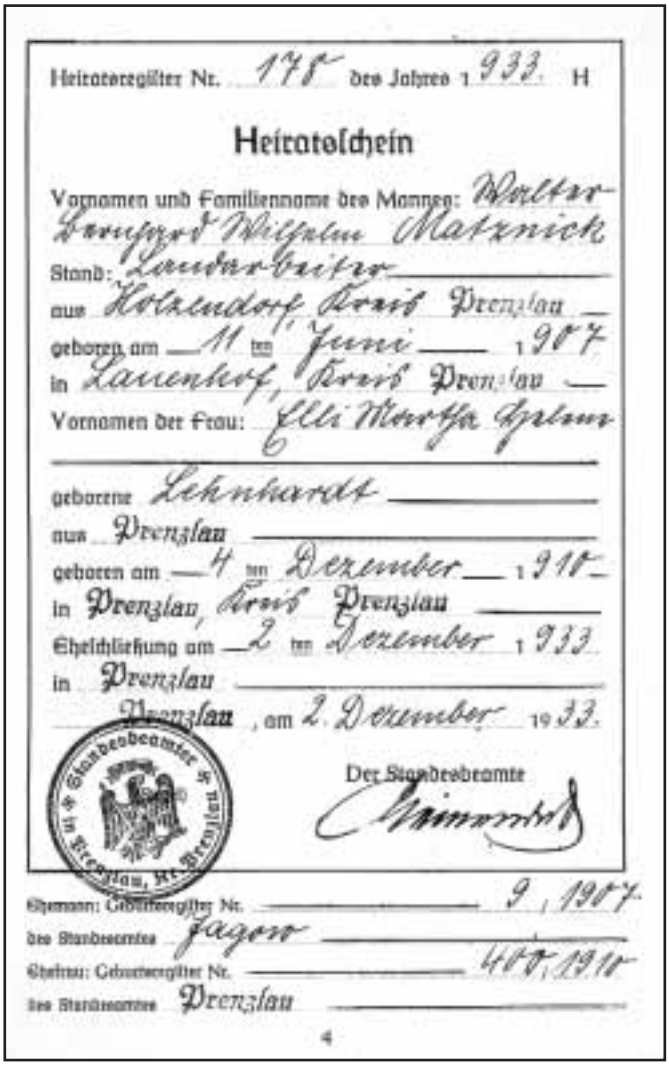
und der Ehefrau
Anna geb. Berlin
(Vornamen, Familienname, Geburtsname, Konfession der Mutter)

und Elli Martha Helene Lehnhardt
Prenzlau
(Vornamen, Geburtsname, Wohnort, Konfession der Frau)

Tochter des verstorbenen
Karl Lehnhardt
(Vornamen, Familienname, Stand, Wohnort, Konfession des Vaters)

und der Ehefrau
Anna geb. Holz. Bze.
(Vornamen, Familienname, Geburtsname, Konfession der Mutter)

sind in der St. Jacobi Kirche zu Prenzlau
durch Superintendent Dr. Bezel
am 2. Dezember 1933 getraut worden.
Prenzlau den 3. Dezember 1933
Dr. Bezel, Sup.



Heiratsregister Nr. 178 des Jahres 1933. H

Heiratsschein

Vornamen und Familienname des Mannes: Walter Bernhard Wilhelm Matznick
Stand: Landarbeiter
aus Holzendorf, Kreis Prenzlau
geboren am 11. Juni 1907
in Lauenhof, Kreis Prenzlau
Vornamen der Frau: Elli Martha Helene
geborene Lehnhardt
aus Prenzlau
geboren am 4. Dezember 1910
in Prenzlau, Kreis Prenzlau
Eheschließung am 2. Dezember 1933
in Prenzlau
Prenzlau, am 2. Dezember 1933.
Der Standesbeamte
Standesamt in Prenzlau, Kr. Prenzlau
Ehemann: Geburtsregister Nr. 9, 1907
des Standesamtes Jagow
Ehefrau: Geburtsregister Nr. 400, 1910
des Standesamtes Prenzlau
4

Walter Matznick

Rz.Ref.VI M 57644 Datum: 24.4.48

Nach einer hier vorliegenden dienstlichen Meldung ist
Ihr Angehöriger Walter Matznik
geb 11.6.07 in Jagow am 30.5.45 gefallen – verstorben. Krankheit
Todesort: Ortslaz. Gelbensande Kr.Rostock/Meckl.
Grablage: Gelbensande

Die Sterbefallanzeige ist heute dem für den letzten Wohnsitz zuständigen
Standesamt Prenzlau
übersandt worden, dem die Ausstellung der Sterbeurkunde obliegt.
Weitere Nachrichten liegen hier nicht vor.

Ortslazarett Gelbensande
Innere Abteilung

Gelbensande, den 31.5.45

Frau
Elli Matznik

Prenzlau
Kitzstr. 30

Sehr verehrte Frau Matznik!

Ich habe die außerordentlich traurige Pflicht, Ihnen von dem Ableben Ihres Mannes Kenntnis zu geben. Ihr Mann, Walter M. erkrankte am 1.3.45 an einer Lungentuberculose und wurde dann in ein Lungenfachlazarett überwiesen. Infolge der militärischen Lage wurde Ihr Mann mit einem Lazarettzuge verlegt und am 12.5.45 im hiesigen Lazarett aufgenommen. Der Befund war damals schon sehr schlecht, vor allen waren die Temperaturen sehr hoch. Es war bei dem vorgeschrittenen Krankheitszustand nur eine symptomatische Behandlung möglich. Leider waren wir auch nicht in der Lage, dem Wunsch Ihres Mannes zu entsprechen und ihm nach Hause zu verlegen, da die Zugverbindungen nach dort noch nicht in Ordnung waren. Andererseits war für Ihren Mann ein Fußmarsch nicht möglich.

Wir haben uns bemüht, ihm sein Leiden möglichst schmerzlos zu gestalten und so ist er am 30.5.45 um 16^{05} Uhr verstorben.

Seien Sie meiner aufrichtigsten Teilnahme versichert.

Hochachtungsvoll

Stabsarzt

Ehemann

Sterberegister Nr. 217 des Jahres 1945

Todesschein

Vornamen und Familienname: Walter Bernhard Wilhelm Matznick
aus Prenzlau
Stand: Grenadier-Ersatzmeister
~~Jahre alt~~, geboren in Leitzkow Kreis Prenzlau am 11 Juni 1907
gestorben am 30 im Mai 1945
in Gelbensande, Kreis Rostock/Mecklenburg
Prenzlau am 31 Mai 1945

Der Standesbeamte

Für Vermerke (Begräbnis-Zeit usw. bitte ufm.)

18

Walter Matznick

Prenzlau, den 31. Mai 19 48

Der Grenadier, Platzmeister Walter Bernhard Wilhelm Matznick

wohnhaft zuletzt in Prenzlau, Kietzstraße 38

ist am 30. Mai 1945 um 16 Uhr Minuten

in Gelbensande, Kreis Rostock im Ortslazarett verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 11. Juni 1907

in Lauenhof, Kreis Prenzlau

(Standesamt Nr.)

Vater: Landarbeiter Wilhelm Matznick, verstorben in Jagow, Kreis Prenzlau.

Mutter: Anna geborene Berlin, verstorben in Prenzlau.

Der Verstorbene war – ~~nicht~~ – verheiratet mit Elli Martha Helene geborenen Lehnhardt, wohnhaft in Prenzlau, Schwedter Straße 29.

Eingetragen auf ~~mündliche~~ – schriftliche – Anzeige der Abwicklungsstelle der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht vom 24. April 1948.

~~Der Anzeigende~~

~~Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben~~

Der Standesbeamte

Wettac

Todesursache: Krankheit

Eheschließung des Verstorbenen am 2.12.1933 in Prenzlau

(Standesamt Prenzlau Nr. 176/1933)

Herbert Kajüter

Herbert Kajüter wurde am 11.12.1921 als einziges Kind des praktischen Arztes Dr. med. Bernhard Kajüter und seiner Ehefrau Angelika Kajüter, geb. Hunger, in Münster/ Westfalen geboren. Seine Kindheits- und Jugendjahre verbrachte er, von seinen Eltern wohlbehütet, in seinem Elternhaus Warendorfer Straße 40 in Münster. In diesem Haus hatte sein Vater seine Praxisräume und dort wohnten auch zwei Großtanten, die ihm sehr zugetan waren und zu deren Unterhaltung er mit Freude beitrug. Er besuchte in Münster die St. Mauritz-Grundschule und später das Städtische Ratsgymnasium. Schon früh reifte in Herbert der Wunsch, sicherlich auch stark beeinflusst durch seinen Vater, den Beruf seiner Vorfahren zu ergreifen und Landwirt zu werden. Seine Ausbildung erhielt er bei seinem Onkel Fritz Kajüter auf dem Elternhof seines Vaters, Haus Nevinghof bei Münster, und später in Everswinkel.

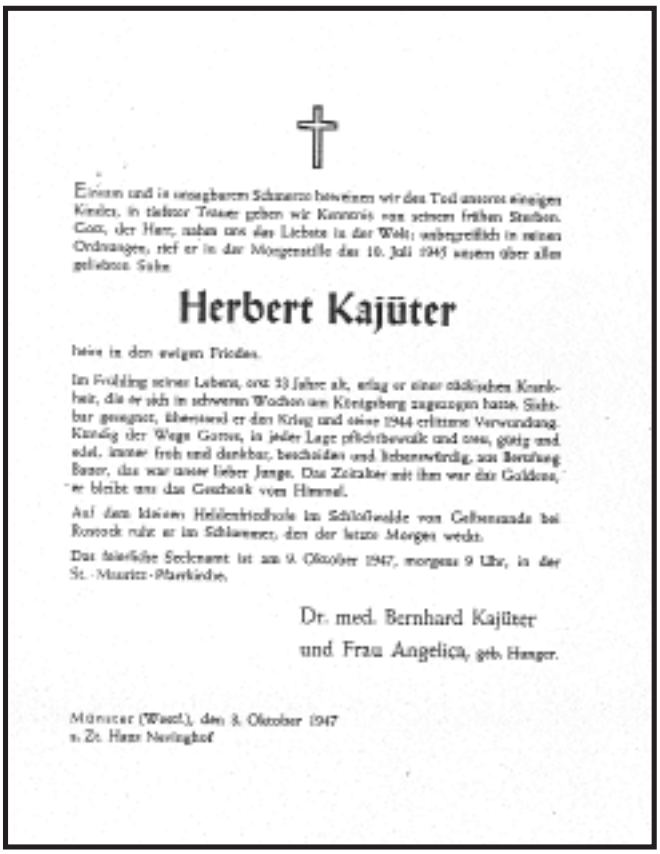
Im April 1941 wurde er zur Wehrmacht einberufen und war als Rekrut der Artillerie in der Reitzensteinkaserne in Düsseldorf und danach als Kriegsoffiziersanwärter in Dortmund stationiert. Später erfolgte seine Verlegung an die Ostfront. Weihnachten 1944 konnte er nach einer erlittenen Verwundung den letzten Heimaturlaub verbringen.

Seine Charaktereigenschaften sind dem Nachruf zu entnehmen, den sein Vater über ihn geschrieben hat. Herberts Eltern haben seinen frühen Tod nie überwinden können und über den Verlust des einzigen Kindes, auf das sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten und das ihr Lebensinhalt war, sehr gelitten. Herbert erkrankte in der Kriegsgefangenschaft auf der Insel Usedom und wurde auf dem Heimtransport in Gelbensande ausgeladen. Dort starb er am 10.07.1945.

Im Andenken an ihren Sohn haben seine Eltern ihr Vermögen testamentarisch in die „Herbert-Kajüter-Stiftung“ eingebracht, aus deren Erträgen Bedürftigen in Notlagen geholfen werden soll.

Herbert Kajüter

* 11. 12. 1921 † 10. 7. 1945



Einem und in unsagbarem Schmerze beweinen wir den Tod unseres einzigen Kindes. In tiefster Trauer geben wir Kenntnis von seinem frühen Sterben. Gott, der Herr, nahm uns das Liebste in der Welt; unbegreiflich in seinen Ordnungen, rief er in der Morgenstille des 10. Juli 1945 unsern über alles geliebten Sohn

Herbert Kajüter

heim in den ewigen Frieden.

Im Frühling seines Lebens, erst 23 Jahre alt, erlag er einer tückischen Krankheit, die er sich in schweren Wochen am Königsberg zugezogen hatte. Siebbar gemacht, überstand er den Krieg und seine 1944 erlittene Verwundung. Kindlig der Wege Gottes, in jeder Lage pflichtbewußt und treu, gütig und edel, immer froh und dankbar, bescheiden und liebenswürdig, zur Berufung Bauer, das war unser lieber Junge. Das Zeitalter mit ihm war das Goldene, er bleibt uns das Geschenk vom Himmel.

Auf dem kleinen Heldenfriedhofe im Schloßwalde von Gelbensande bei Rostock ruht er im Schlummer, den der letzte Morgen weckt.

Das feierliche Seelenamt ist am 9. Oktober 1947, morgens 9 Uhr, in der St. Mauritz-Pfarrkirche.

Dr. med. Bernhard Kajüter
und Frau Angelica, geb. Hunger.

Münster (Westf.), den 3. Oktober 1947
z. Zt. Haus Nevinghof

Gedicht „Der Helm“

Soldaten und Schüsse,
mehr hört man nicht.
Soldaten und Schüsse,
mehr spürt man nicht.
Gefangen von Angst und Einsamkeit,
Hoffnung vergeht, dass uns jemand befreit.
Kaum noch Menschen,
keiner der noch spricht.
Es war der Tod, der
kam …

Soldat sein, obwohl man nicht will,
Menschen erschießen, ohne Sinn.
Lachen geht dann nicht mehr,
Weglaufen hilft nichts,
sie kriegen dich doch.
Lauf los, lauf um dein Leben.
Doch laufen konntest du jetzt nicht mehr,
sie schossen dir eine Kugel durch Helm
und Kopf.
Der Helm, er liegt noch …

Schüler der Regionalen Schule Gelbensande

Walter Weidauer

Erwin Weidauer über seinen Vater:

„Mein Vater, Walter Weidauer, wurde am 18.12.1905 in Lauter/Erzgebirge als zweiter Sohn des Werkmeisters Max Weidauer und seiner Ehefrau Anna, geb. Weißflog, geboren. Infolge des unsinnigen Krieges konnte er nur seinen 39. Geburtstag erleben.

Die Härte des Lebens bekam er bereits im frühen Kindesalter zu spüren, denn seine Mutter verstarb am 06.05.1909, kurz vor ihrem 33. Geburtstag. Was sollte sein Vater mit zwei kleinen Kindern im Alter von drei und fünf Jahren tun? Er heiratete eine verwitwete Frau und zog zu ihr in den Ort Bernsbach. Doch sie brachte ebenfalls drei Kinder mit in die Ehe. Nun musste eine Familie mit fünf Kindern ernährt werden. Obwohl der Vater als Werkmeister im Emaillierwerk in Lauter ein für die damalige Zeit recht gutes Einkommen hatte, konnten bei weitem nicht alle Kinderwünsche erfüllt werden.

Über seine Kindheit hat sich mein Vater uns Kindern gegenüber nie geäußert. Erst viele Jahre später habe ich von meinem Onkel, dem älteren Bruder meines Vaters, erfahren, dass ihre Kindheit alles andere als schön war und sie sich nicht gern daran erinnern. Er sagte, dass die Mutter fehlte und der Vater viel zu selten für sie da war. Liebe und Zuneigung der Eltern haben sie oft vermisst. Als die Kinder älter wurden und einen Beruf erlernt hatten, kam es sogar zum Zerwürfnis mit dem Elternhaus. Nur die Brüder hielten zusammen und unterstützten sich gegenseitig.

Erst danach habe ich verstanden, warum mein Vater bereits viele Jahre vor der Hochzeit bei den Eltern meiner Mutter, die in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten, eingezogen war, obwohl auch meine Mutter noch vier jüngere Geschwister hatte. Mir ist auch noch sehr gut in Erinnerung, dass ich mit etwa sieben oder acht Jahren gemeinsam mit meinem Bruder das erste Mal meinen Großvater und seine Frau besuchte. Wir waren ziemlich fremd, so dass wir sie zuerst mit ‚Sie' anredeten. Aber das Eis war bald gebrochen und es kam danach immer wieder zu Höflichkeitsbesuchen. Meine Eltern heirateten am 22.10.1927, bezogen erstmalig eine eigene Wohnung in Bernsbach und bekamen drei Kinder.

Genau 22 Jahre nach der Hochzeit meiner Eltern habe ich am 22.10.1949 geheiratet. Nach Beendigung der Schulzeit arbeitete mein Vater in einem blechbearbeitenden Betrieb.

Er erlernte den Beruf eines Metalldrückers. Doch durch die Weltwirtschaftskrise 1928/29 wurde mein Vater arbeitslos. Ein Unternehmer aus Bernsbach gründete 1929/30 einen neuen Betrieb in Liebertwolkwitz bei Leipzig und er holte sich bekannte und für seine Zwecke geeignete Arbeitskräfte in seinen Betrieb, so auch meinen Vater. In diesem Betrieb stellte mein Vater Kotflügel her. Es war eine körperlich recht schwere Arbeit, mussten doch die Blechtafeln damals noch manuell in die Walzen eingelegt werden.

Walter Weidauer

1932 holte mein Vater seine Familie nach Großpösna, dem Nachbarort seiner Arbeitsstelle. Hier haben wir unsere Kindheit verbracht und waren nun eine vollständige Familie. Unsere Eltern haben alles getan, um unsere Kindheit so schön und unbeschwert zu gestalten, wie sie es nur konnten. Wir erinnern uns gern an die Kindheit in unserem Elternhaus. Zu unserer Wohnung gehörte ein Stück Garten, in dem wir jeder ein eigenes Beet hatten und für die Pflege verantwortlich waren. Im Hof gab es einen Kaninchenstall und jedes Kind hatte sein eigenes Tier. Oft hat unser Vater mit uns Kindern gespielt, ob es im Hof Fußball war oder abends die verschiedenen Brett- und Kartenspiele. Im Winter ist er mit uns rodeln gegangen, hat uns Radfahren gelehrt und bei kniffligen Schularbeiten geholfen. Mein Vater war sehr lustig, jederzeit zu einem Spaß aufgelegt und sehr gern in Gesellschaft. Mit befreundeten Familien erlebten wir viele schöne Ausflüge, Wanderungen und gesellige Abende. Dabei wurden in unserer Familie, besonders zur Weihnachtszeit, die alten Traditionen, Bräuche und Sitten des Erzgebirges gepflegt.

Als ich 1941 Schulentlassung hatte, war mein Vater bereits zum Armeedienst eingezogen. Er diente im Luftwaffen-Bau-Bataillon und war die längste Zeit im Fliegerhorst bei Creil in Frankreich stationiert. Ich selbst wurde im Frühjahr 1944 zur Wehrmacht eingezogen und nach kurzer Ausbildung nach Frankreich verlegt, etwa 35 km vom Fliegerhorst meines Vaters entfernt. Das haben wir erst nach dem Rückzug aus Frankreich erkannt und miteinander ausgetauscht, als wir zum Jahreswechsel 1944/45 gemeinsam auf Urlaub zuhause waren. Das war auch unser letztes Zusammentreffen. Ich geriet am 16.02 1945 bei den Kämpfen um Schneidemühl in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der ich 1946 heimkehrte. 1947 wurde auch mein Bruder aus englischer Gefangenschaft entlassen. Einen letzten Brief meines Vaters, den er im Juli 1945 schrieb, hat meine Mutter wegen der Nachkriegswirren erst Anfang August erhalten. Sie fuhr sofort mit der Eisenbahn nach Gelbensande, kam aber erst nach der Bestattung meines Vaters dort an. Den Tod ihres Gatten hat sie lange nicht akzeptiert, denn sie hat an dem Holzkreuz auf seinem Grab ein Namensschild vorgefunden, dass er selbst geschrieben hätte. Im Alter von 44 Jahren verstarb unsere Mutter am 06.04.1952 an den Folgen einer Grippeepidemie.

Erwin Weidauer“

Walter Weidauer mit seiner Familie in Leipzig

Theobald Mühle

Arbeitsmann Theobald Mühle.

Königsberg, 8.9.42.

Lebenslauf.

Am 17.5.1924 wurde ich, Theobald Mühle, als 4. Kind der Lehrer Fritz Mühle und seiner Ehefrau Maria, geborene Gerre, in Willenberg, Kreis Ortelsburg geboren. Im Oktober 1925 wurde mein Vater nach bestandenem Gewerbelehrerexamen nach Königsberg versetzt. Nach 4jährigem Besuch der Oberbergschule kam ich Ostern 1934 in die Sexta des Friedrichskollegiums, das ich mit Primareife im Sommer 1942 verließ. Mein Eintritt in die Hitlerjugend erfolgte im April 1937. Am 7. Juli 1942 wurde ich dann zur R.A.D.-Abteilung K 3/14 nach Tawe einberufen, der ich auch jetzt noch angehöre.

Theobald Mühle.

Theobald Mühle

630227

Dieses Zeugnis darf dem Untersuchten nicht ausgehändigt werden.

Untersuchungsstelle

Nr. 1359/42

Untersuchungsstelle III/Ä

Ärztliches Hauptuntersuchungs-Zeugnis

über Fliegertauglichkeit

für Luftwaffe und zivile Luftfahrt (Motorflug)

Name (in Druckbuchstaben): M u e h l e

Vorname: Theobald

Anschrift des Untersuchten: R.A.D. Abt.K 2/14 Kuckernuese

Geburtstag: 17.5.24. Geburtsort: Willenberg,Kre.Ortelsburg

Dienstgrad:

Beruf (jetziger und früherer Berufe): Schüler(Reifo), Arbeitsmann

Tag der Untersuchung: 3.9.42.

Hat bereits früher eine Untersuchung auf Fliegertauglichkeit durch eine amtliche Fliegeruntersuchungsstelle stattgefunden? ja — nein

wann? –

wo? –

Ergebnis? –

Lag das ärztliche Zeugnis heute bei der Untersuchung vor?

~~ja~~ — nein

Wag Mattis 50000. 7. 40. (ohne Gesch.-Ent.)

1

Theobald Mühle

ZUM GEDENKEN AN
unseren unvergeßlichen
Sohn und Bruder

Theobald Mühle

geb. 17. Mai 1924 in Willenberg-Ostpr.
gest. 16. Oktober 1946
in Gelbensande Kreis Rostock
an den Folgen einer in russischer Kriegsgefangenschaft zugezogenen schweren Krankheit

Die ihr ihn gekannt und geliebt, betet für ihn:

Gerechter und barmherziger Gott, wir bitten Dich, erbarme Dich Deines treuen Dieners Theobald, den Du würdig befunden hast, ihn durch seinen frühen Opfertod zu Dir zu rufen. Schenke ihm die Krone des ewigen Lebens und reihe ihn ein in die Schar Deiner Auserwählten. Möge er Wegbereiter sein für uns alle, daß wir einstens mit ihm vereinigt werden. Durch Christus, unsern Herrn.

+

Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Brüder.

+

Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, laß ihn ruhen im Frieden! Amen.

Dr. Wilhelm Landskron

Lazarettarzt Dr. Wilhelm Landskron

Wilhelm Landskron wurde am 15.12.1918 als Sohn des Obermagistratsrats, Dr. Wilhelm Landskron, und seiner Ehefrau Paula, geborene Boigner, in Wien geboren. Mit fünf Jahren kam er in die fünftklassige Volksschule in Wien-Hacking. Das Gymnasium absolvierte er im Gymnasium Kalksburg und am Realgymnasium Strebersdorf. Hier legte er im Frühjahr 1938 die Reifeprüfung ab. Danach meldete sich Wilhelm Landskron freiwillig zur Wehrmacht. Das Medizinstudium begann er 1939 in Leipzig. In den folgenden Jahren kam er nach Göttingen und nach Münster, wo er im April 1941 das Physikum bestand. Am 12. September 1944 bestand er die ärztliche Prüfung vor dem Prüfungsausschuss in Münster mit dem Urteil „sehr gut“. Durch die Wirren des Krieges kam er in das Lazarett Gelbensande. Zwischen 1946 und 1949 war Dr. Landskron in verschiedenen Heilstätten und Krankenhäusern tätig. Von 1949 an war er als praktischer Arzt in der Gemeinde Ybbsitz tätig. Am 10. Oktober 1997 verstarb Medizinalrat Dr. Wilhelm Landskron. Er war sehr naturverbunden und tierlieb und mit Leib und Seele Arzt.

Dr. Wilhelm Landskron

Ortslazarett Gelbensande
Abteilung IIa

Gelbensande, 21.6.45

Bescheinigung.

Herr Dr. Landskron ist berechtigt, zu dringenden Krankenbesuchen ein Pferd zu reiten.

Er steht mit Pferd und Sattelzeug unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Diese dürfen nicht beschlagnahmt werden.

Alle Behörden werden ersucht, ihn ungehindert reiten zu lassen.

Gemeinde Willershagen

Der Bürgermeister:

Bürgermeister

Chefarzt

Удостоверение

Доктор Ландскрону разрешается одна верховая лошадь для посещения тяжких больных в неблагополучных случаях.

Он имеет и лошадью и седлом под покровительством красного креста, которая принадлежит красному кресту разрешено свободно проезжать

Dr. Dettmar Glöckner/Alois Elsner

Lazarettarzt Dr. Dettmar Glöckner über sich:

„Am 19.04.1909 wurde ich, Dettmar Johann-Georg Glöckner, in Wetter/Hessen als Sohn eines Forstmeisters und seiner Ehefrau Hedwig geboren. Schwer verwundet kam der Vater aus dem Ersten Weltkrieg zurück und starb schon 1929 in Hardegsen/Solling. Da wir das Forsthaus räumen mussten und ich die Medizin studieren wollte, zog meine Mutter mit uns zwei Söhnen nach München.
Nach einigen Wehrmachtsübungen 1936, 1937, 1938 beim Res. Standortlazarett München II war ich ab 1940 zunächst Unterarzt bei der Siebten Inf. Division München in Frankreich, dann ab 1941 in Russland Stabsarzt und von Dezember 1944 bis Mai 1945 Abt. Arzt des Res. Lazaretts 531 in Gnesen, Stralsund und Gelbensande/ Mecklenburg.
Am 16.07.1945 wurde ich in Gelbensande entlassen. In München war ich anschließend in verschiedenen Kliniken tätig und eröffnete im Mai 1947 in Bad Feilnbach /Oberbayern eine Praxis für Allgemeinmedizin und Badearzt.“

Alois Elsner:

Alois Elsner wurde am 04.11.1903 in Wangen/Kreis Breslau geboren. Er stammt aus einer Familie mit sechs Kindern. Er erlernte den Beruf eines Maurers. Im Nebenerwerb verdingte er sich als Landwirt. Am 25. Januar 1931 heiratete er Frau Anna Elsner, geb. Goldberg. Aus der Ehe stammten vier Kinder.

Mit Beginn des Krieges wurde Alois Elsner Soldat. Er kam zu den Baupionieren in die Ukraine. Seine Frau Anna musste 1945 ihr Haus in Groß-Tinz mit ihren vier Kindern und ihrer allein stehenden Schwester, Gertrud Goldberg, verlassen. Als Flüchtlinge kamen sie bei einer Bauernfamilie in Cotta bei Pirna unter. So musste der älteste Sohn schon frühzeitig Mutter, Tante und Geschwister versorgen. In Langenhennersdorf fanden sie bald ein neues zu Hause. Leider kehrte der Ehemann und Vater nicht aus dem Krieg zurück. Das Leben der Familie war durch die Eindrücke und Strapazen des Krieges und der Flucht gekennzeichnet. Sie führten ein einsames, einfaches Leben, immer zusammen mit ihrer Schwester, bis zu deren Tode am 04. Oktober 1983.

Ivan Marian

Im Sommer 2002 baten wir Peter Kaufmes, er ist der Sohn von Anna Kaufmes, um Hilfe bei der Suche nach Ivan Marian. Unsere Versuche, Angehörige von Ivan Marian zu finden, waren bis zu diesem Zeitpunkt negativ verlaufen. Nun baten wir Herrn Kaufmes, unseren Brief in die rumänische Sprache zu übersetzen. Außerdem fand in Rumänien nach 1945 eine territorial-administrative Veränderung statt, so dass die Anschrift auf der Gräberliste nicht mehr korrekt war und auch hier konnte uns Herr Kaufmes helfen. Dieser letzte Versuch war endlich erfolgreich und uns erreichte folgender Brief:

„Als Bruder des verstorbenen Ivan Marian versuche ich einige Ihrer Fragen zu beantworten. Unsere Eltern, welche verstorben sind, hatten drei Kinder: Stanis Saveta ist 80 Jahre alt, verwitwet und hat keine Kinder; Ivan Marian, war verheiratet, seine Frau ist verstorben, keine Kinder; Vasile Marian, 74 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder. Wir sind die einzigen noch lebenden Verwandten von Ivan Marian. Es war eine sehr große Überraschung, nach so vielen Jahren noch etwas vom Schicksal meines Bruders zu hören, dass er auf einem Friedhof begraben ist und von Menschen mit guten Seelen und Gottesglauben betreut wird. Es würde mich interessieren, wie er nach Gelbensande gekommen ist und in das Lazarett.“

Der letzte bekannte Aufenthalt des Bruders Ivan war ein Kriegsgefangenenlager in Österreich, wo die rumänischen Kriegsgefangenen geteilt wurden in „Soldaten, die gegen das von Russland installierte Regime in Rumänien kämpfen wollten“ und „Soldaten, die nicht mehr weiterkämpfen wollten“. In einer Nacht waren alle Soldaten, welche sich der deutschen Armee angeschlossen hatten, verschwunden. Die im Lager verbliebenen Gefangenen wurden einige Tage später von der russischen Armee befreit und nach Rumänien geschickt.

Ivan Marian

„Ich hatte beim ‚Roten Kreuz’ angefragt und hatte, wie ich es von Kriegsheimkehrern erfahren hatte, geschrieben, mein Bruder sei in Gefangenschaft. Geantwortet wurde mir, ich solle die Lagernummer schreiben. Da ich nichts weiter wusste, konnte ich nicht weiter nachforschen und hatte die Hoffnung verloren, jemals etwas genaueres vom Schicksal meines Bruders zu erfahren.

Ich bedanke mich ganz herzlich für alles, was Sie für uns getan haben. Ich danke Frau Klawitter, die die Gruppe leitet und möchte gern ein Bild vom Friedhof und vom Grab meines Bruders.

Ich bedanke mich im Namen aller Hinterbliebenen.“

Zeitzeugen berichten

- Irmgard Glöckner
- Gerd Neumann
- Wolfgang Straub
- Ingrid Raith
- Reinhold Schimmel
- Ilse Tritschoks
- Wolfgang Reinke
- Prof. Dr. Knabe
- Erhard Heinzelmann
- Josef Kohler

Irmgard Glöckner

Irmgard Glöckner berichtete am 06.12.2000:

„Als Irmgard Rupp wurde ich 1922 als dritte Tochter eines Postbeamten in Schlochau/Bezirk Danzig geboren. 1938 machte ich den Abschluss an der Oberrealschule und wollte Sportlehrerin werden. Als ich jedoch die Zulassung bekam, fing im September 1939 der Krieg an und meine Eltern wollten mich in dieser Kriegszeit nicht in die Ferne (Berlin) ziehen lassen. So machte ich eine Lehre als Steuergehilfin. Es gab im Osten keine Industrie, nur große landwirtschaftliche Güter. Mit Beginn des Polenfeldzuges wurde auch in der Turnhalle einer Schule ein Lazarett eingerichtet. Man konnte frühestens mit 18 Jahren Schwesternhelferin werden. Zudem musste man ein Vierteljahr im Kreiskrankenhaus gearbeitet haben, erst dann konnte man im Lazarett tätig werden. So arbeitete ich dort, weil ich immer gerne anderen helfen wollte. Ende 1944 kam die russische Front immer näher und am 28.01.1945 gab es den endgültigen Räumungsbefehl für die Stadt. Da das Lazarett keinen Zug zum Verladen bekam, bat ich um Entlassung. Ich musste mich beim nächsten festen Standort melden. Nach tagelanger Fahrt in völlig überfüllten Zügen (ohne Essen) kam ich in Stralsund an, wo der Zug restlos entladen wurde. Von meinen Eltern wusste ich nichts, da sie mit dem Auto meines Vaters die Stadt verlassen wollten.

In Stralsund wurde ich in die Prinz-Moritz-Kaserne geschickt, die Abteilung nannte sich Res. Lazarett 531 und Krankensammelstelle. Dort arbeitete ich im Verbandsraum mit den Sanitätern Gailer und Birzer aus München unter Leitung von Stabsarzt Dr. Glöckner. Es kamen täglich viele Verwundete und Kranke aus dem Osten zu uns, wir arbeiteten fast Tag und Nacht. Ende April rückte der Russe immer näher und am 30.04.1945 bekamen wir einen Zug und alle Verwundeten wurden in den Zug verladen und wir fuhren im Schritttempo Richtung Westen. Neben unserem Zug begleiteten uns ca. 15 Pferde, die dann auch bei uns in Gelbensande blieben und wir leider einige aufgegessen haben.

Am 01.05.1945 hielt der Zug in Gelbensande und die Ärzte erklärten uns, dass der Zug nicht weiterfahren konnte, da die russischen Truppen dies verhinderten. So beschlossen die Ärzte sofort alle Verwundeten auszuladen, ehe der Russe uns mit dem Zug gen Osten in Gefangenschaft nehmen konnte.
Viele Hunderte Schwerverwundete wurden nun in die Privathäuser, ins Forsthaus, ins Kinderheim und in das Jagdschloss verlegt. In verzweifelter Ungewissheit saßen wir vor dem Forsthaus und verbrannten Briefe und Papiere, die der Russe nicht finden sollte. Eine Frau ging aus Verzweiflung in den Wald und versuchte sich mit Medikamenten das Leben zu nehmen. Wir fanden sie und konnten ihr mit Erfolg den Magen auspumpen. Einige Ärzte und auch anderes Personal setzten sich zu Fuß ab. Am 01.05.1945 kamen Russen zu uns ins Forsthaus, degradierten unsere Ärzte und wir bekamen bald russische Ärzte. Es zogen große Kolonnen durch den Ort, plünderten in den Häusern und suchten nach Frauen (‚Frau komm!').

Irmgard Glöckner

Ich bin ihnen entkommen, ich schlief entweder zwischen den Verwundeten oder den Ärzten Dr. Knabe und Dr. Landskron. Bei der Ankunft in Gelbensande war ich die einzige Schwesternhelferin, erst später kamen Helferinnen aus dem Dorf dazu. Leider mussten wir im Forsthaus nicht nur einen Verbandsraum einrichten, sondern auch einen Operationsraum, wo wir schreckliche Sachen operieren und amputieren mussten.

Neben dem Jagdschloss wurden die Verstorbenen begraben, z. T. in Massengräbern und nur mit Säcken umwickelt. Eines Tages wurde ein Arzt zu einer Entbindung ins Dorf gerufen. Herr Dr. Knabe erklärte sich bereit, wollte mich aber dabei haben. Die Geburt verlief gut, für die nächsten Tage ging ich täglich zu der Mutter und der neugeborenen Tochter. Mitte Mai brach eine Fieberepidemie, Flecktyphus aus. Dr. Hoffmann konnte Russisch und ließ Schilder um den ganzen Ort stellen: ‚Achtung Typhus – Quartier machen verboten'. So zogen auch die russischen Ärzte von uns ab und wir blieben unter uns. Leider sind durch diese Krankheit sehr viele gestorben. Auch ich habe mich Ende Mai infiziert und viele Wochen im Kinderheim im ersten Stock gelegen. Annemarie Burmeister aus Gelbensande pflegte mich aufopferungsvoll. Anfang August 1945 war ich reisefähig und fuhr zu meiner geflüchteten Schwester nach Stralsund, um mich zu erholen.

Dr. Glöckner und das andere Personal wurden entlassen und Dr. Glöckner sagte mir zum Trost: ‚Schwester Irmgard, wenn Sie nicht wissen wohin, dann kommen Sie zu mir nach München, ich kann Ihnen vielleicht weiterhelfen.' Ich wollte med. tech. Ass. werden und im März 1946 hatte Dr. Glöckner eine Aufnahme für mich erreicht und so machte ich an der Universitätsklinik München meine Ausbildung. Im Jahre 1947 haben wir geheiratet, meine Prüfung als MTA legte ich erst später ab. 33 Jahre arbeitete ich mit meinem Mann in einer Allgemeinarztpraxis in Bad Feilnbach. Gemeinsam bekamen wir zwei Töchter und feierten 1997 Goldene Hochzeit. Im Jahre 1998 ist mein Mann leider verstorben. Gute Kontakte habe ich noch zu Ingrid Raith und Prof. Dr. Knabe in Greifswald.

Schwester Irmgard Glöckner, geb. Rupp"

Prof. Dr. Knabe und Frau Glöckner 2001

Gerd Neumann

Gerd Neumann über sich:

„Zufällig an meinem 19. Geburtstag Mitte September 1946 kam ich, zusammen mit anderen kranken Kameraden, mit einem Zug aus Frankfurt/Oder - dort wurden alle entlassenen Kriegsgefangenen durch ein Lager geschleust - in Gelbensande an. Die meisten von uns waren nicht nur krank, sondern auch heimatlos, denn wir stammten meist aus den ehemaligen Ostgebieten Pommern, Schlesien, Ostpreußen und wussten nicht, wohin wir hätten gehen sollen und ob und wo wir noch Angehörige hatten. Ich wusste auch von keinen Verwandten westlich der Oder. Nach dem Ausladen landete ich versehentlich im ehemaligen Großherzoglichen Jagdschloss, es war wohl die Abteilung für Lungenkranke. Mit meiner Art der Erkrankung der Wirbelsäule, zugezogen nach einer Verwundung im Februar 1945 und zu einer Knochen–TBC geworden (durch die ungewohnte und schwerste Arbeit bei wenig Brot und viel Wassersuppe) gehörte ich in den Forsthof, wo ich dann für neun Monate als Patient untergebracht war. Im Winter 1946 lag ich bei bitterster Kälte zwei Wochen in der Universitätsklinik Rostock. Es fehlte damals an allem, vor allem auch an wirksamen Medikamenten. Trotz Aufstehverbot klaute ich mit einem anderen Hungrigen einen Eimer Kartoffeln. Eine Schwester kochte uns Pellkartoffeln, mit denen wir uns, teils in Lebertran getunkt (wir schreckten da vor gar nichts zurück) vollstopften, es war ein Festmahl!

Im Forsthof starben einige Lungenkranke an Blutstürzen, eine der heimgekehrten Frauen erhängte sich mit dem Gürtel ihres Bademantels im ersten Stock am Spülkasten der Toilette, sie war beinamputiert und mit allem nicht fertig geworden. Leitende Oberschwester war Elisabeth Cords, sie stammte aus einer Rostocker Reederfamilie. Im Sommer 1947 ging ich auf eigene Gefahr über die Grüne Grenze nach Lübeck. Ich hatte inzwischen erfahren, dass sich meine Mutter im März 1945 per Schiff nach Dänemark gerettet hatte. In den nächsten Jahren wurde ich in verschiedenen Kliniken mehrfach operiert. Am Ende war ich dann Frührentner, mit 25 Jahren! Eine verlorene Jugend! Das geplante Studium der Chemie konnte ich nie realisieren.

Wie sah die Vorgeschichte meiner Gefangenschaft aus und wie hat man uns als Jugendliche verheizt. Ich habe ein humanistisches, also altsprachliches Gymnasium in meiner Heimatstadt Stolp besucht. Jungvolk und Hitlerjugend nahmen uns viel Zeit im Privaten, schon mit 15 kamen wir in ein sogenanntes Wehrertüchtigungslager (vier Wochen), es wurde von der Waffen-SS geleitet. Sie hätten uns gern zur SS verpflichtet, zum Glück hatten wir uns damals alle als Reserveoffiziersbewerber beim Heer beworben und unsere Annahmescheine in der Tasche. Mit 16 wurden wir dann Marinehelfer und zur Küstenflak in die Nähe von Swinemünde verlegt (Pritter auf Wollin). Unterricht bei fremden Lehrern am Tag, Ausbildung am Geschütz, nachts Alarm und Schießen auf einfliegende Flugzeuge. Im Anschluss Arbeitsdienst, noch acht Wochen schippen am sogenannten Ostwall, der die russischen Panzer nicht aufhielt. Kaum vier Wochen nach meinem 17. Geburtstag erhielt ich die Einberufung zur Wehrmacht in Stettin. Private Interessen gab es jahrelang nicht. Tanzschule, Hobbys, alles was man in dem Alter gern tut fiel weg. Dann bekam ich den Vorvermerk für die Studienzulassung nach abgelegtem Abitur, das ich später vom Bett aus in Lübeck mühsam ablegen musste. Nach dem Krieg lernte ich meine Frau, eine Buchhändlerin, kennen und so arbeitete ich 25 Jahre lang freiberuflich als Lektor und Korrektor, das ging manchmal schließlich auch im Liegen. Soviel über meine ‚Karriere'. Letzten Endes war es doch kein verpfuschtes Leben, aber die Wut ist geblieben."

Wolfgang Straub

Wolfgang Straub berichtete:

„Am 13.03.1945 wurde ich, bevor ich den etwa 1 km noch entfernten Russen in die Hände fiel, verwundet. Mein Glück war es, dass ich mit dem letzten Fahrzeug gleich zum Hauptverbandsplatz und von dort in ein Lazarett nach Lubmin kam. Am 18.03.1945, einen Tag nach meinem 32. Geburtstag, wurde ich nach Greifswald verlegt, wo ich am linken Fuß operiert wurde. Vor der Narkose sagte mir ein gewisser Assistenzarzt Dr. Jall, er würde alles versuchen, eine Amputation unterhalb des Knies zu vermeiden, ganz könne man es jedoch nicht ausschließen. Als ich aufwachte hatte ich einen Gips am linken versteiften Fuß. Gott und Dr. Jall sei Dank, die Amputation war vermieden.

Am 06.05.1945 erhielt ich die Mitteilung, dass ich am nächsten Tag nach Altötting, praktisch in der Nähe meiner Heimat, verlegt werden sollte. Als am Abend der Zug halb belegt war, flog der Russe über Greifswald einen Nachtangriff und warf seine, von uns sonst gar nicht beachteten, Splitterbomben ab. Der ärztliche Zugbegleiter, ein Stabsarzt, fuhr aus Angst ca. 20 km aus dem Greifswalder Bahnhof heraus. Warum er dort bis morgens um 9.00 Uhr stehen blieb, konnten wir nicht verstehen. Als er dann endlich wieder zum Bahnhof kam, war ein anderer Zug schon voll beladen. Die Folge war, von unserem nur halbvollem Zug wurde die Lok weggenommen, vor den vollen Zug gespannt, der wegfuhr nach Altötting. Nachmittags fuhren dann endlich auch wir ab. Doch wir kamen leider nur bis kurz vor Wismar. Dort hatte der Russe den Kessel zugemacht. Ich sehe heute noch, wie ein kirgisischer Leutnant in unser Abteil kam und schrie: ‚Itler kaputt, Wojna kaputt - Uhr, Rink.' Der Traum von der Heimat war ausgeträumt. Der Zug machte kehrt und fuhr wieder Richtung Osten, doch Gott sei Dank, nur bis Gelbensande.

Dort lagen wir anfangs, soviel ich noch weiß, in einer Schule und dann in einem Kinderheim. Der russische Kommandant war ein Major Kulkow. Er behandelte die Verwundeten im Allgemeinen sehr anständig, doch an zwei weniger schöne Dinge kann ich mich auch entsinnen. Ein Verwundeter aus Rostock oder Umgebung, Hans Rotschalk, von Beruf Musiker, hatte von einem Einheimischen, der im Lazarett beschäftigt war, eine Ziehharmonika bekommen. Rotschalk war überglücklich. Jeden Abend kam Kulkow nun in unseren Saal und Rotschalk musste auf der Harmonika spielen. Doch eines Tages nahm er das Instrument mit und Rotschalk sah es nie wieder. Ein Verwundeter aus Dresden gab sich bei Kulkow so oft es ging als Kommunist zu erkennen. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte er Kulkow, dass ein Kamerad sich dergestalt äußerte, manche Sachen, die Hitler machte, seien ganz gut gewesen. Er wurde am selben Tag noch abgeholt – gesehen haben wir ihn nie wieder. Hätten wir gekonnt, der Sachse hätte eine anständige Abreibung bekommen.

Nach einiger Zeit – ich glaube es war nach sechs Wochen – wurden wir in das Jagdschloss verlegt. Der Grund ist mir heute nicht mehr bekannt, ich glaube mich jedoch noch zu entsinnen, dass einige Ruhr bekommen hatten und die Gesunden deshalb verlegt wurden. Von der Einrichtung des Schlosses war alles, was nicht niet- und nagelfest war, von den Russen entfernt worden. In den Räumen standen nur Stockbetten mit Stroh. Was noch vollständig war, war die Küche, was später für uns sehr gut war, denn man konnte selbst mal was kochen.

Die ärztliche Versorgung wurde besser als Dr. Hofmann, ein baltendeutscher Arzt, von der Insel Ösel kam. Endlich wurde auch mein, bis über das Knie reichender Gips, entfernt. In Ermangelung ärztlicher Instrumente diente dazu ein Hammer und ein Meißel. Angenehm war die Prozedur nicht, jedoch brachte sie eine unwahrscheinliche Erleichterung, pestilenzialisch der Geruch – bedingt durch den Eiter –, der sich in dem Gips angesammelt hatte und sich jetzt verbreitete.

Wolfgang Straub

Die Verpflegung in Gelbensande war gerade nicht die beste. Ich weiß nur noch, dass es bis zum geht nicht mehr Graupen gab und zwar ohne jeden Geschmack. Seit dieser Zeit esse ich sie nicht mehr. Der Kommis, den wir bekamen, war meistens sehr nass.

Ein Kamerad, auch im Schloss untergebracht – er stammte aus Irschenberg (zwischen München und Rosenheim) – Hans Eyrainer, war wie alle anderen nicht Gehbehinderten zu Außenarbeiten eingesetzt worden. Hans, den ich bis zu seinem Tod vor sieben Jahren noch öfter traf, war ein leidenschaftlicher Jäger. Eines Tages kam er vom Arbeitseinsatz zurück ins Schloss und (wir fielen fast in Ohnmacht) brachte ein Gewehr und einige Schuss Munition mit. Er meinte dann ganz trocken: ‚Morgen gibt`s was G´scheits zum Essen.' Als es dunkel war, ging er noch einmal weg. Zurück kam er mit einem Reh, das er geschossen hatte. Am nächsten Abend – Hans war auch ein guter Koch – gab es Rehbraten. Ich weiß es nicht mehr genau, aber ich glaube, die beiden russischen Soldaten, die zur Bewachung immer abgestellt waren, aßen auch mit. Zu unserem Leidwesen reichte die Munition nur noch zu einem weiteren Reh.

In Ermangelung von Tabak rauchten wir Teesud, gemischt mit getrockneten Rosenblättern, eine Mischung, die in jede Art von Papier gerollt wurde. Es bedurfte schon eine Zeit, bis es einem davon nicht mehr übel wurde.
Dass Vergewaltigungen der Frauen an der Tagesordnung waren, ist bestimmt bekannt. Neben den Schwestern wurde eines Abends auch die Frau von Dr. Hofmann geholt. Ein ganz gravierender Fall ist mir noch heute in Erinnerung. Schwester Herta war es gelungen, ihre Eltern nach Gelbensande zu holen. Sie wohnte in einem Zimmer im Ort. Zu ihrer Mutter ging immer wieder ein 18-20jähriger Gefreiter und verging sich an ihr, obwohl sie schon ziemlich alt war. Schwester Hertas Vater musste dabei im Zimmer bleiben. Neben den Kopf legte der Soldat auf das Kissen eine Pistole.

Ende Oktober konnte ich dann die Heimreise antreten. Mit einem - von einem Kameraden gemachten - Schulterkrücken konnte ich verhältnismäßig gut laufen. Wir waren ein Trupp von ca. 20 Mann, der von Rostock abfuhr. In Berlin fuhren wir dann mit einem Sammeltransport –- vom Engländer zusammengestellt – ab Lehrter Bahnhof Richtung Süden. Doch leider ging es noch nicht nach Hause, sondern nach Marburg an der Lahn. Dort mussten wir noch 14 Tage in einem amerikanischen Lager in Zelten mit Stroh bleiben. Der Grund, wir wurden jeden zweiten Tag über die Zustände beim Russen vernommen. In einem weiteren Sammeltransport kamen wir bis Bamberg. Dort hieß es dann, wir könnten nun sehen, wie wir selbst weiter kämen. Ironie des Schicksals: in Bamberg – wo ich 1932 bei der Bayerischen Landespolizei einrückte – wurde ich jetzt auch entlassen. Mit einem Güterzug erreichte ich dann endlich mit drei Kameraden Augsburg."

Ingrid Raith

Ingrid Raith berichtete am 11.10.2000:

„Ich bin ein Gelbensander Gewächs, wurde aber in Bützow geboren und kam mit einem viertel Jahr (meine Mutter war schon gestorben, als ich vier Wochen alt war, mein Vater starb 1920 in Aue in einem Sanatorium) zu meiner Pflegemutter Lisbeth Cords und ihrer Freundin Katharina von Freier. Beide waren Rotkreuzschwestern und begründeten das Kinderheim.

In Gelbensande gab es keinen Arzt, so konnte man in Notfällen bei den Rotkreuzschwestern Hilfe finden. 1938 wurde ich nach dem Abitur aus der Schule in Rostock entlassen und ging in die Berufsausbildung. So war ich nur noch selten daheim. Als Flüchtling kam ich Ende Januar 1945 aus Marienwerder/Westpreußen zurück nach Gelbensande. In Mecklenburg konnte ich dann mein Notexamen zur ländlichen Hauswirtschaftslehrerin ablegen. Ich wohnte seit 1938 im ‚Eigenheim 6'. Meine Mutter arbeitete im Krieg als leitende Schwester im Lazarett in Zippendorf/Schwerin und wurde im Oktober 1945 ins Kreiskrankenhaus Gelbensande versetzt. Als ich am 30.04.1945 heimkam, wurde gerade das Lazarett in Gelbensande eingerichtet. Zwei Lazarettzüge, so wurde mir berichtet, konnten wegen zerbombter Warnowbrücke und Fliegerangriffen nicht weiterfahren und mussten ausgeladen werden. Um alle verletzten und erkrankten Soldaten unterzubringen, wurden Oberforstmeisterei, große dazugehörende Scheune (steht heute nicht mehr), Kinderheim, Försterhaus, die städtische Revierförsterei und das Jagdschloss Lazaretthäuser.

Als ich am 04.05.1945 als Rotkreuzhelferin meine Mithilfe anbot (das Pflegepersonal war z. T. geflüchtet, in der Hoffnung den Russen zu entkommen) wurde ich herzlich aufgenommen.

Chef des Lazaretts war zunächst Dr. Glöckner aus München. Ich bat ihn, das ‚Eigenheim 6' als Station nutzen zu können. Dem wurde zugestimmt und nun war ich für meine Station verantwortlich. Ich bekam erst einen, dann zwei Sanitäter zur Hilfe und 30 Patienten, für die in der Kistenfabrik Gelbensande Doppelstockbetten gefertigt wurden. Auf diesen Betten richteten wir Strohsäcke, um den Kranken ein wenig die Qualen zu erleichtern. Anfangs hatten wir Leichtverwundete. Dann kam der erste russische Stabsarzt, der sehr freundlich war und suchte die TBC-Patienten heraus, die ab dem 12.05.1945 unter meiner Obhut standen.

In der Mitte: Ingrid Raith

Vom Dorfgeschehen bekam ich fast nichts mit. Wer gesund war, durfte heimgehen, musste aber sehen, wie er fortkam. Meine armen TBC-Patienten starben leider oft, 15 von 30 musste ich auf den Friedhof bringen lassen, eine schlimme Zeit.

Bei meinen Patienten waren auch zwei KZ-Häftlinge, ein armseliger Zug kam zu Fuß von Barth (KZ-Lager) in Gelbensande an. Für den Polen Miczeslaw Tober gab es keine Hilfe mehr und wir mussten ihn auf dem Lazarettfriedhof bestatten. Der 19jährige jüdische KZ-Häftling Ernst Cohn konnte dagegen durch Vermittlung nach Davos in die Schweiz verlegt werden. Er war Tischlermeistersohn aus Breslau und seine Eltern sind im Konzentrationslager umgekommen. Ernst Cohn wollte nach Genesung zu seinem Bruder nach Israel ausreisen.
Im Frühsommer brach ein böses Fleckfieber aus, das unter den Soldaten etliche Opfer forderte. Am 19.09.1945 wurde mein letzter TBC-Patient nach Groß Lüsewitz verlegt. Damit gab es diese Station nicht mehr. Wir desinfizierten das gesamte Haus, bekamen Typhus- und Fleckfieberschutzimpfungen und wurden eine Station vom Kreiskrankenhaus. Die ersten Patienten kamen am 22.09.1945 zu uns, meist Flüchtlingsfrauen und -kinder. Am 24.06.1946 übersiedelte ich nach Bayern, der Heimat meines Mannes. Schweren Herzens nahm ich Abschied von Gelbensande."

Reinhold Schimmel

Reinhold Schimmel berichtete am 30.04.2000:

„Nach meiner Schulzeit bis 1941 begann ich die Ausbildung zum Buchhändler. Mit bestandener Prüfung zum Buchhandlungsgehilfen (März 1943) wurde ich im April 1943 zum Arbeitsdienst eingezogen, der nach drei Monaten endete. Am 26.07.1943 wurde ich zur Luftwaffe nach Augsburg eingezogen. Die Rekrutenzeit verlebte ich in Frankreich. Anfang Oktober wurde ich zu einer Luftnachrichten-Kompanie, die zu einer Luftwaffennahaufklärungsgruppe gehörte, abgestellt. Von Januar bis Oktober 1944 war ich dann im Baltikum im Einsatz. Mitte Oktober kam über Funk die Nachricht, dass die Nahaufklärungsgruppe in Kurland bleibt. Nun stand unsere Auflösung bevor und wir wurden zum Heer abgestellt.

Ich kam per Schiff wieder nach Kurland. Dort wurde ich als Funker der Artillerie zugeteilt. Meine Kampfeinsätze überstand ich unverletzt. Am 26.12.1944 gingen wir in Gotenhafen an Land. Bis Anfang Januar 1945 lagen wir auf dem Truppenübungsplatz Thorn. Dann kam der Befehl zum Einsatz in Polen. Mitte Januar begann die russische Offensive. Wir waren bereits nach Polen verlegt worden und wurden nun auch dort herausgezogen mit dem Ziel Danzig. Da der Russe inzwischen bei Elbing das Haff erreicht hatte, waren wir nun in Ostpreußen eingekesselt. Mitte Februar wurde ich durch Granatsplitter an der Hand verletzt. Ich blieb aber bei meiner Batterie. Der Russe hatte uns so im Griff, dass plötzlich die Geschütze nicht mehr benutzt werden konnten. Nun sollten diese aus der Gefahrenzone herausgezogen werden, dafür musste aber unbedingt eine russische Kampfgruppe, die die Geschütze im Visier hatte, beseitigt werden. Unser Batteriechef stellte nun eine Gruppe zusammen, die durch Unterstützung der Infanterie den Russen zurückwerfen sollte. Ich war dabei. Wir schafften den Auftrag, nur merkten wir nicht, dass wir plötzlich unter Granatwerferbeschuss standen. Dabei wurden wir alle verwundet. Oberhalb des linken Kniegelenks hatte ich einen Schussbruch, ich konnte nicht mehr gehen. In gleicher Nacht kam ich mit der Fähre über das Haff nach Pillau.

Bis zum 05.04.1945 lag ich dann im Feldlazarett Groß Hubnicken/Samland und wurde am 06.04. auf das Lazarettschiff ‚Rügen' in Pillau gebracht. Am 10.04.1945 erreichte ich Stralsund. Hier lag ich zuerst im Lazarett der Franken-Kaserne. Nach etwa zehn Tagen wurde ich endlich operiert. Am 30.04.1945 wurde ich in einen behelfsmäßigen Lazarettzug verladen und die Fahrt begann in Richtung Flensburg.

Am 01.05.1945 endete die Fahrt in Gelbensande. Ich erfuhr, dass nicht nur unser Lazarett auf der Strecke blieb, sondern auch noch weitere Militär- und Lazarettzüge nicht weiterfahren konnten. Ich wurde ausgeladen und bekam in Gelbensande in der Ortsmitte im Kellerobergeschoss eines Hauses ein Bett am Fenster. Mein Blick ging zum Ortsplatz. Am 02.05.1945 kam der Russe. Ich konnte nun durch das Fenster mitverfolgen, wie die Russen die Soldaten, auch Verwundete, die gehen konnten, antreten ließen. Sie wurden abtransportiert. Zu uns ins Haus kam kein Russe. Ein paar Tage später wurde ich dann ins Jagdschloss verlegt. Durch meine Ausbildung zum Funker kannte ich mich auch mit Radios aus. Ein Kamerad kam mit einem Volksempfänger. Das Gerät bekam ich in Gang und so hörten wir London BBC. Nun waren wir informiert, wie der Krieg zu Ende ging.

Reinhold Schimmel

Am 08.05.1945 läuteten im Rundfunk die Glocken, der Krieg war beendet. Wir lebten alle auf und hatten nur die Hoffnung, sobald wie möglich nach Hause zu kommen, soweit wir im Westen beheimatet waren. Die Lazarettzeit lief ganz gut ab. Die ärztliche Versorgung war gut. Ich bekam neben der Wundversorgung auch Massagen für mein Kniegelenk. Der Russe kontrollierte neben der Küche auch die Zimmer. In den ersten Tagen wurden wir von den Kampftruppen durchsucht und sie nahmen uns einige Habseligkeiten ab, auch das Radio. Nach einiger Zeit wurde ich mit einem Kameraden zusammengelegt. Dieser besaß Gehhilfen, das war ein Glück für mich. Unter seiner Anleitung lernte ich so wieder das Gehen. Nach geraumer Zeit ging es mir so gut, dass ich zum Gehen nur noch einen Handstock brauchte. Bei gutem Wetter hielten wir uns tagsüber gern auf der Wiese vor dem Jagdschloss auf.

Am 12.07.1945 habe ich mit mehreren Kameraden das Lazarett verlassen. Über Benz und Wismar gelangte ich nach Ludwigslust und hatte noch 86 km bis nach Uelzen. Am 05.09.1945 fuhr ich morgens ohne Gepäck mit dem LKW in das Grenzgebiet. In der Mittagspause schaffte ich den Übergang bei Ratzeburg. Von dort fuhren wir mit der Bahn nach Lübeck und über Hamburg erreichte ich schließlich Uelzen. Meine Eltern und ich freuten uns über die geglückte Heimkehr.“

Nr. 165

Bescheinigung.

Herr Reinhold Schimmel aus Gelbensande, Landkreis Rostock, beabsichtigt, in seine Heimat nach Uelzen (Hannover) zurückzukehren.

Ich bitte, ihn ungehindert passieren zu lassen.

Rostock, den 12. Juni 1945

Der komm. Leiter des Landkreises Rostock
Im Auftrage:

/Rw.

Удостоверение.

Гр. Рейнольду Шиммель из Гельбензанде, Рост. уезд, хочет вернуться в свою родину в Целцеле (Ганновер). Просим безпрепятственно пропустить его.

Ком. начальник Рост. уезда.
по поручению.

Подпись: (Фирс)

ЗАРЕГИСТРИРОВАН В ВОЕННОЙ КОМЕНДАНТУРЕ г. РОСТОК
ПОД N 1273-452
ПОМОЩНИК ВОЕННОГО КОМЕНДАНТА г. РОСТОК

Reinhold Schimmel

Ortslazarett
Gelbensande
(Mecklenburg)

Entlassungsschein

Der Soldat Reinhold Schimmel

geboren: 21.3.25 in Celle

Soldat seit: 26.7.43

Letzte Einheit: 10.Batt. 183

Verwundet am: 22.3.45

~~[illegible]~~: Granatsplitterverletzung am Hals, im Rücken, li. Oberarm, an beiden Ober-und Unterschenkeln, Verletzung der li. Tibia

Diagnose:

In hiesiger Lazarettbehandlung seit: 1.5.45

wird heute aus dem Lazarett und Wehrdienst nach ~~Gelbensande~~ ~~i.Bann.~~ entlassen.

Beurteilung: Marschfähig, nicht arbeitsfähig, zur ambulanten Weiterbehandlung im Heimatlazarett beurteilt nach Versehrtenstufe II.

Wehrsold erhalten bis: 11. Juni 1945.

Entlassungsgeld erhalten: nein

Ausweispapier: Soldbuch

Verpflegt bis einschl. 11. Juni 1945.

Gelbensande, den 12.Juni 1945

(Dr. Blümel)
Stabsarzt u.Chofarzt

Der Bürgermeister
der Gemeinde
Willershagen-Gelbensande
Fernruf Gelbensande 42

Gemeinde Willershagen

не работоспособен
амбулаторное лечение
на родине

Ilse Tritschoks

Ilse Tritschoks berichtete am 06.07.2001:

„Im Juni 1926 wurde ich in Königsberg geboren. Mit drei Jahren verlor ich durch Herztod meinen Vater, meine Mutter wurde berufstätig. Bis zu meinem achten Lebensjahr sorgte hauptsächlich meine Großmutter für mich. Dann zogen wir nach Stettin, wo ich später eine Realschule besuchte. Von 1943 bis 1944 ging ich freiwillig zum Arbeitsdienst. Der Standort war Ueckermünde für das erste halbe Jahr (Dienst bei einem Bauern). Im zweiten halben Jahr kam ich nach Eggesin/Torgelow, wo ich in einer unterirdisch gelegenen Munitionsfabrik arbeitete.

Mein Wunsch war immer, Krankenschwester zu werden. Mein Großvater war Arzt in Danzig, mein Vater Zahnarzt in Königsberg, es lag also wohl in der Familie. 1944 ging ich zu meinen zukünftigen Schwiegereltern nach Angeropp/Ostpreußen und als DRK–Lernschwester in das dortige Kreiskrankenhaus. Bald mussten wir vor den heranrückenden Russen fliehen. Ich meldete mich dann in Stettin im Bethanien–Krankenhaus und arbeitete dort bis März 1945. Im Dezember 1944 kehrte ich kurz nach Königsberg zurück, mein Mann bekam ein paar Tage Urlaub. Dies nutzten wir zur Hochzeit, mit geliehenem Brautkleid und ein paar kleinen Alpenveilchen, welche uns eine mitleidige Blumenhändlerin von einem Topf abgeschnitten hatte. Es war halt Krieg. Wieder zurück in Stettin bekamen wir den Auftrag, in Ueckermünde ein Lazarett einzurichten, in welchem wir zurückkehrende Verwundete der Kurlandkämpfer versorgen und betreuen sollten. Unter unserem Personal befanden sich auch zwei Schwestern aus Norwegen. Das Lazarett wurde eingerichtet und schon nach drei Wochen hieß es plötzlich: Sofort das Lazarett räumen! Die Patienten und das Personal wurden in einen Zug verladen und es ging Richtung Westen, die russischen Truppen immer im Nacken. Auf der Fahrt brannte es bereits rechts und links der Strecke, aber wir wollten ja immer noch den Krieg gewinnen und der Glaube daran war durch nichts zu erschüttern ...

Im Bahnhof Greifswald angekommen, bekamen wir einen Tieffliegerangriff und stürzten aus dem Zug. Hinter uns riefen einige verwundete Soldaten, dass wir sie nicht alleine lassen sollten. Das taten wir auch nicht, mussten aber plötzlich feststellen, dass außer mir, einer anderen Schwester und den beiden Norwegerinnen kein Arzt mehr von uns zu sehen war.

Auf dem Nachbargleis stand ein richtiger, gut ausgerüsteter Lazarettzug, der wohl für einige Leute attraktiver war, als unser Provisorium von Zug. In unserer Ratlosigkeit kam auf einmal Dr. Hoffmann mit einem Kollegen auf uns zu und fragte, was wir hier alleine machten. Wir erklärten ihm unsere missliche Situation und zu unserer großen Erleichterung blieben die für uns fremden Ärzte, nebst einem Dolmetscher und einer Laborantin, bei uns und stiegen mit in unseren Zug. So ging es weiter über Stralsund in Richtung Rostock mit dem Ziel, doch noch zu den Amerikanern oder Engländern zu gelangen. Diese Hoffnung wurde abrupt zunichte gemacht, als wir vor einem Bahnhäuschen mit dem Namen Schwarzenpfost standen.

Es ging nicht weiter. Vor uns stand ein Zug mit schwerer Flakartillerie und hinter uns ein Munitionszug. Zum Glück im Unglück hielt unser Zug vor einem Waldstück, in welchem Wohnbaracken der ehemaligen Heinkel-Werke standen. Kurz entschlossen luden wir mit vereinten Kräften unsere Verwundeten aus und brachten sie in diese Unterkünfte. Männer, die einigermaßen laufen konnten, machten sich zu Fuß gen Westen auf den Weg. Der hinter uns stehende Munitionszug wurde mit schlimmen Folgen gesprengt. Ein junges Mädchen, welches mit zwei Freundinnen Schutz bei uns suchte, wurde so schwer verletzt, dass Dr. Hoffmann ein Bein amputieren musste. Leider war der Blutverlust so hoch, dass das Mädchen nicht überlebte.

Ilse Tritschoks

Zum ersten Mal musste ich bei einer Amputation Hilfestellung leisten, ich war noch keine 19 Jahre alt. Am 01.05.1945 entdeckten uns russische Soldaten. Wir waren gerade dabei, unsere wenigen Wertgegenstände in unsere Kleidersäume zu nähen. Es kam nicht mehr dazu, es wurde alles weggenommen, sogar meine schönen Stiefel. Eine norwegische Schwester nahmen sie gleich mit, wir anderen wurden noch verschont. Wir schliefen dann zwischen unseren Verwundeten, es hat uns nichts genützt. Eine norwegische Schwester arrangierte sich mit einem russischen Offizier, ihr ging es dann wohl gut. Die zweite norwegische Schwester Kari nahm sich aus Verzweiflung mit einer Injektion das Leben. Wir anderen Schwestern waren drauf und dran das gleiche zu tun, wurden entdeckt und nachdrücklich darauf hingewiesen, welche Aufgaben wir eigentlich zu erfüllen hatten.

Durch Erkundung der näheren Umgebung wurden wir nach ungefähr drei Wochen auf Gelbensande aufmerksam. Hier befand sich bereits ein Lazarett. Ein Leiterwagen mit zwei Pferden wurde organisiert, unsere nicht gehfähigen Verwundeten dort aufgeladen und alles, was einigermaßen laufen konnte, ging im Geleitzug hinterher. Etliche Zivilisten schlossen sich uns an. Im Ort angekommen, hatten sich auf der kleinen Freitreppe der Försterei viele Ärzte, Schwestern und Patienten zu unserem Empfang versammelt. Es war für uns ein Glücksfall. Dadurch, dass um das Gelände Warnschilder mit dem Hinweis auf Flecktyphus aufgestellt wurden, waren wir vor Belästigungen russischer Soldaten sicher. Dafür sorgte auch der russische Arzt und Kommandant des Lazaretts. Im Laufe der Zeit verließen uns nach und nach die Soldaten, welche als geheilt galten und nicht dem schrecklichen Typhus erlagen. Dafür kamen immer mehr Zivilisten, die unter der Krankheit litten. Nach Entlausung und Säuberung wurden sie aufgenommen und so gut es ging versorgt. Leider überstanden viele, darunter auch Kinder und eine Schwester von uns, den Typhus nicht. Sie wurden alle hinter dem Schloss beerdigt. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, mit welchen primitiven Mitteln wir uns desinfizierten. Es gab dafür nur Schüsseln mit Wasser und aufgelöstem Chlorkalk. Das Personal wurde zwar gegen Typhus geimpft, doch selbst das half nicht immer. Ich hatte großes Glück. Wegen einer Gelbsuchterkrankung konnte ich die Impfung nicht erhalten, habe mich aber trotzdem nicht angesteckt.

Bis Dezember 1945 blieb ich in Gelbensande und wurde dann gen Westen entlassen, da ich belegen konnte, dass ich verheiratet bin und die Adresse meiner Schwiegereltern in Schleswig-Holstein besaß. Diese waren ja bereits vor Monaten aus ihrer Heimat geflüchtet und hatten ein neues Zuhause gefunden. Kurz vor Weihnachten 1945 kam ich dort an. Zu meiner großen Freude traf ich bei meinen Schwiegereltern auch meinen Mann an, der kurz zuvor aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war. Auch er hatte großes Glück, da er den ganzen schrecklichen Feldzug in Russland mitgemacht hatte und beim Rückzug nicht in russische, sondern in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten war.

Aus dem anfänglichen Nichts bauten wir uns ein neues Leben auf, mit vielen Entbehrungen und noch mehr Arbeit. Wir bekamen drei Kinder und freuen uns über sechs Enkel und ein Urenkelchen.“

Kari, die norwegische Lazarettschwester

Kari Scanes

Wolfgang Reinke

Wolfgang Reinke über sich:

„Die Fahrt ging nach Rostock in ein Flüchtlingslager. An die Unterbringung dort erinnere ich mich kaum mehr, nur daran, dass wir unter großen Bäumen auf zwei hochkant gestellten Ziegelsteinen - mit einer Axt bewaffnet - in den umliegenden Ruinen auf Beutezügen nach Brennholz unterwegs waren.

Willershagen

Etwa 14 Tage später, das genaue Datum weiß ich nicht mehr, wurden wir auf die umliegenden Dörfer im Kreis Rostock verteilt. Die Familien G./L. und natürlich auch ich, kamen nach Willershagen in die erste Etage der dortigen Volksschule. Wir hatten nur ein Zimmer, in dem, wenn ich mich recht erinnere, auch gekocht wurde. Wir lagen auf der Erde auf Stroh, alle Kinder nebeneinander, die Erwachsenen in zwei Holzbetten. Insgesamt lebten in diesem Raum neun Personen. Jeden Abend saß man da und lauste sich, aber man wurde der Plage nicht Herr. Wo wir uns die Biester eingefangen hatten, konnte sich keiner erklären. Ich glaube, dass es im Rostocker Lager war. Meine Aufgabe innerhalb der Familie bestand wieder darin, Brennholz heranzuschaffen. Ich war immer mit der Axt unterwegs und im Umkreis von 1 km um die Schule herum gab es danach kein herumliegendes Brennholz mehr. Später ging ich z.B. dazu über, aus einer dreifach gesicherten Koppelzufahrt den mittleren Balken heraus zu ziehen und blitzschnell zu Brennholz zu verarbeiten. Das Schlimmste aber war der andauernde Hunger, der durch die frugalen Mahlzeiten nur kurz in den Hintergrund gedrängt wurde.

In dieser Zeit ernährten wir uns vor allem von geklauten Wrucken, Futterrüben und Kartoffeln. Die Frauen waren damals sehr erfinderisch und machten z.B. aus Grieß, Margarine und Kräutern einen leckeren, schmalzartigen Brotaufstrich. Die Lebensmittelzuteilung war auch nach dem Kriegsende wieder gesetzlich geregelt. In der Ostzone bestand diese Regelung bis weit nach der Währungsreform. Es gab alles auf Karten, wenn es etwas gab. Die Lebensmittelkarten waren abgestuft in ‚Sonstige', ‚Kinder', ‚Arbeiter', ‚Schwerarbeiter' und ‚Schwerstarbeiter'. Man erhielt aber nicht immer das, was auf den Karten stand. So gab es z.B. statt Fleisch fast immer nur eine bestimmte Anzahl von Eiern oder statt der Eier Salzheringe.

Statt Milch gab es Molke, die konnte man ohne Karte erhalten, und daraus ließ sich eine leckere ‚Reibselsuppe' kochen. Man rieb einfach ein oder zwei Kartoffeln in die heiße Molke und schon hatte man eine schöne sämige Suppe. Pro Person gab es ein Kommissbrot von 1500 gr. in der Woche. Es fiel dadurch auf, dass es nicht auf Mehl sondern auf feinen Holzspänen - also Sägemehl - in den Ofen geschoben worden war. Als ich den Eindruck bekam, dass meine ‚Familie' mich bei der Brotzuteilung über das Ohr haute, bestand ich darauf, mir wenigstens mein Brot selbst zu kaufen. Montags teilte ich es für sieben Tage ein. Deshalb war Montag der beste Tag, denn ich konnte neben meiner Tagesration noch fünf zusätzliche kerben essen. Sehr schlimm war, dass es in den ersten Monaten nach der Vertreibung kein Salz zu kaufen gab. Wir mussten über Monate hinweg alles ungesalzen essen, z.B. Pellkartoffeln (es gab nur Pellkartoffeln, um den verwertbaren Anteil möglichst groß zu halten) mit einer braunen Einbrennesoße oder Bratkartoffeln, die statt mit Fett mit schwarzem Kaffee gebraten wurden.
Ich möchte mal wissen, wer sich diese Feinschmeckereien ausgedacht hat.
Auf dem Willershägener Gut, das später fünf-hektarweise an die ausgewiesenen Bauern verteilt wurde, fanden wir Jungen beim Herumstromern rotes Viehsalz. Wir haben es begierig geschleckt und es schmeckte uns wie Manna. Frau G. ging häufig in die Nachbarorte, um Nahrungsmittel zu erbetteln. Sie nahm mich gerne mit, denn erstens war ich ja ein ‚Waisenkind' dessen sie sich selbst in dieser schweren Zeit angenommen hatte, und außerdem sah ich so erbärmlich aus, dass allein mein Anblick die Bauersleute erbarmte und sie ihr etwas gaben. Später wollte sie die Prozedur vereinfachen und schickte mich allein zum Betteln los, aber immer vergeblich. Ich konnte das einfach nicht. Zwar bin ich immer losmarschiert, aber vor Blankenhagen habe ich mich in den Chausseegraben gesetzt und die Zeit abgewartet. Man hatte mir eben nichts gegeben. Die Oma L. hatte es geschafft, für ihre drei Enkel bei einem Bauern in der Nähe jeden Tag einen Liter Milch zu bekommen. Ich musste sie immer abholen. Die Haushälterin auf dem Hof gab mir manchmal auch eine Tasse Milch zu trinken. Als ich das in meiner naiven Freude der Familie berichtete, ist am nächsten Tag die Oma zu der Haushälterin gegangen und hat darum gebeten, diese Tasse Milch besser auch ihren Enkeln zukommen zu lassen.

Wolfgang Reinke

Danach habe ich nichts mehr erzählt. Manchmal, wenn ich die bäuerliche Familie zur Essenszeit antraf - und ich richtete es so oft wie möglich ein -, lud man mich zu Milchsuppe oder Bratkartoffeln ein. Das waren Festtage für mich. Für die Bauersleute war es immer wieder erstaunlich zu sehen, welche Mengen so ein kleiner Mensch verputzen konnte.

Seit Oktober 1945 wurde in den Volksschulen wieder unterrichtet. Da ich noch nicht die 8jährige Schulpflicht erfüllt hatte, (1-4 Jahre Volksschule, 2,5 Jahre Gymnasium, 1 Jahr Kriegsunterbrechung) musste ich noch ein halbes Jahr die Volksschule in Willershagen besuchen, denn die Gymnasien waren alle noch geschlossen. In Erwin Beu, einem Bauernsohn aus Gelbensande, fand ich einen guten Freund. Wir beide bestimmten, was in den Pausen zu geschehen hatte und waren auch Mannschaftsführer beim Völkerball, den wir mit Begeisterung und Ausdauer während der Pausen auf dem Schulhof mit einem Medizinball spielten. Man erzählte mir später, dass ich zu dieser Zeit aussah, wie ein mit Haut bespanntes Skelett. Ich wog damals ca. 58 Pfund. Dauernd hatte ich ein nagendes Hungergefühl und streifte wie ein hungriger Schakal durch das Dorf, um in einem unbewachten Bauerngarten Äpfel von den Bäumen zu klauen. Ich floh erst im letzten Moment und nicht eher, als bis ich die heruntergeschlagenen Äpfel aufgesammelt hatte.

Etwa gegen Oktober erkrankte Frau G. an Typhus und kam in das Lazarett in Gelbensande, dem Nachbarort. Dieses Lazarett war am Ende des Krieges im Dorf eingerichtet worden, weil ein nach Westen fahrender Lazarettzug wegen gesprengter Gleise nicht weiter fahren konnte. Es nahm inzwischen auch Zivilisten auf. In dieser Notzeit, wo Hungrigsein ein ständiges Gefühl war und wo die Menschen durch Flucht, Vertreibung, Entbehrung, Marter und Einsamkeit besonders anfällig waren, wüteten Typhus und Fleckfieber, aber auch Diphtherie unter den geschwächten Menschen.

Wenn der Schulunterricht vorbei war, ging ich Frau G. im Krankenhaus besuchen. Weniger aus Mitgefühl, das hielt sich seit dem Ausmarsch aus Pommern in Grenzen, als dass ich dort das Essen der anderen Typhuskranken, die nichts mehr zu sich nehmen konnten, bekam. Ich habe alles vertilgt und bin nicht krank geworden, dafür aber zum ersten Mal nach langer Zeit wenigstens einmal am Tag satt. Der Teil des Lazaretts, in dem Frau G. lag, hieß ‚Kinderheim' und war die Infektionsabteilung für Typhus, Diphtherie und Fleckfieber. Eines Tages berichtete sie mir, dass ich in dem Kinderheim arbeiten könnte. Ich sollte nach der Schule dorthin kommen, denn der leitende Arzt, Dr. Knabe, habe jede Menge Holz zu hacken. Mit dem Beginn dieser Arbeit gehörte der Hunger der Vergangenheit an. Ich wog, wie gesagt, zu dieser Zeit 58 Pfund und war 13,5 Jahre alt. Die jede Menge Holz war in zwei Tagen zu brauchbaren Scheiten zerlegt, kein Wunder, denn das hatte ich ja schon bei meinem Vater gelernt. Wir beide mussten im Frühjahr die im Winter angelieferten Buchenkloben zunächst in ca. 25 cm lange Teile, das sind drei Sägeschnitte pro Kloben, zersägen. Anschließend hackte der Vater aus den glatten Brocken Holzscheiben, die ich mit dem Beil zu Küchenherdholz zerkleinerte. Ich hatte darin eine große Fertigkeit erworben, die mir jetzt zu Gute kam. Von dieser Leistung überzeugt, bot mir Dr. Knabe an, täglich nachmittags in der schulfreien Zeit in das Kinderheim zu kommen und dort anfallende unterschiedliche Arbeiten zu tun. Nichts lieber als das, kam ich doch nun auf die Verpflegungsliste der Infektionsabteilung. Ich glaube heute, dass mich Dr. Knabe durch diese Anstellung vor dem wahrscheinlichen Hungertod gerettet hat. Direkt nach der Schule lief ich zum Lazarett, bekam von den Schwestern das für mich aufgehobene Mittagessen, arbeitete bis abends, bekam Abendbrot und lief dann wieder zur Schule, unserer Wohnstatt zurück.

Eines Tages hatte man alle in Notunterkünfte untergebrachten Flüchtlinge nach Gelbensande in das Lazarett zur Entlausung befohlen. In einer Scheune hatten ehemalige Soldaten eine Entlausungsstation aufgebaut. Wir mussten uns vollständig entkleiden, kamen unter die Dusche und erhielten am Ende der Prozedur unsere bei hoher Temperatur von Läusen entsorgte, noch warme Kleidung zurück. In der Schule war das lose Stroh durch Strohsäcke ersetzt worden. Die Nacht nach der Entlausung war eine der schönsten Nächte, die ich nach dem Zusammenbruch erlebt hatte. Kein Jucken und Kratzen mehr. Bis dahin hatten alle Versuche, die Plage manuell zu bekämpfen, nichts genutzt. Die Prozedur im Lazarett hatte jedoch die Kopfläuse, die sich nur in den Haaren aufhielten und die von schlankerer Statur waren, nicht vernichtet. Als es mir schließlich zu viel wurde, habe ich eines Tages stundenlang mit einem Staubkamm die

Wolfgang Reinke

Haare über einem großen Spiegel gestriegelt. Das war dann wirklich das Ende der Läuseplage. Obwohl ich noch einige nicht besonders hygienische Zeiten durchmachen musste, habe ich mir danach keine mehr eingefangen.

Im Frühjahr 1946 hörte die Lauferei zwischen Willershagen, Schule und dem Lazarett auf. Ich hatte meine 8jährige Pflichtschulzeit zu Ende gebracht und durfte nun auch im ‚Kinderheim' schlafen. Ich zog in ein Zimmer im Anbau ein, in dem schon Herr Welsch, ein ehemaliger Brauereibesitzer aus Flatow in Pommern und ein Herbert H. wohnten. Ich bezog die obere Etage eines Etagenbettes. Herr Welsch wurde zu einem väterlichen Freund, der es verstand - zusammen mit dem Krankenhauspersonal - aus einem ziemlich verwilderten, mit allen Wassern gewaschenen Überlebenskünstler wieder einen relativ kultivierten Jungen zu machen. Ich habe viel von ihm gelernt, denn er war ein sehr gebildeter Mensch, dessen Lebensmut allerdings durch die Kriegsereignisse und den Verlust der Heimat sehr gelitten hatte. Sein Abitur hatte er in Danzig gemacht und anschließend in Leipzig studiert, bis er nach dem Tode seines Vaters die Brauerei übernehmen musste. Herbert H. war ein rechter Hallodri. Sein Unterscheidungsvermögen zwischen ‚mein' und ‚dein' war nicht besonders ausgeprägt. Er vertrat den Standpunkt, dass alles in dem Zimmer praktisch jedem und damit natürlich auch ihm gehörte. Insofern nahm er die Idee des vollendeten Sozialismus schon vorweg. Er ‚lieh' sich von mir z. B. Feuersteine und er benutzte Herrn Welsch` Rasierseife – zu der Zeit unheimlich kostbar –, um seine Hemdkragen zu waschen. Das Hemd selbst bestand nur noch aus Kragen und Brustlatz, der restliche Stoff des Hemdes war für eben diese Teile als Ersatz genommen worden. Das war aber nicht schlimm, denn wenn er zum Tanzen ging, deckte die kurze Panzerjacke - ein altes Uniformstück - bis auf einen kleinen Kragenausschnitt sowieso alles zu. Als er im Frühjahr 1947 gen Westen abzog, schnitt er von meinen Knobelbechern die Schäfte ab, um damit seine Schuhe besohlen zu lassen.

Apropos Knobelbecher. Schuhwerk war in der damaligen Zeit für einen wie mich ein großes Problem, denn ich hatte ja absolut keine Beziehungen. Meine bei Stettin erhaltenen bzw. eingetauschten Holzschuhe (das waren Schuhe mit etwa 4 cm dicken Holzsohlen) hatten durch die Abnutzung inzwischen die Form eines Wiegelöschers angenommen. Die Not bemerkend, schenkte mir Dr. Knabe ein Paar gebrauchte Russenstiefel. Als auch die abgelaufen waren und ich sie beim Schuster reparieren lassen wollte, gab der mir für die Reparaturzeit ein Paar Knobelbecher, eben die oben erwähnten. Immer wenn ich zum Schuhmacher ging und um meine reparierten Stiefel bat, hielt er mir entgegen, dass sie nicht fertig seien und fand zukünftig immer neue Vorwände, dass die Besohlung noch nicht erfolgt sei. Er hatte mich wohl auch als ‚armes Schwein' erkannt. So gingen die Knobelbecher in meinen Besitz über.

Meine Aufgaben im Kinderheim waren vielfältig. Ob es um das Aufwickeln gewaschener Mullbinden, um Obstpflücken, Holzhacken oder Botengänge machen ging, alles was anfiel und in meinen Kräften stand, wurde getan. Gemeinsam mit Herrn Welsch wickelten wir den Verpflegungsstrom vom Haupthaus (ehemaliges Forsthaus) zum Kinderheim ab. Morgens wurde Kaffee geholt, mittags in verschiedenen Kanistern das Mittagessen. Mir ist von vielen Gerichten vor allen anderen Lungenhache im Gedächtnis geblieben. Wenn es mittags Pellkartoffeln gab und wir etwas spät dran waren, konnte es passieren, dass mich der Koch ergriff, kurzerhand in den Kessel mit dem gewölbten Boden setzte und mich die Kartoffeln aus der unteren Rille zusammensuchen ließ.

Generell wurde die Verpflegungsausgabe – wie Brot, Butter, Belag, Zucker usw. – beim Hauptfoyer im Forsthaus abgewickelt. Eine Zeit lang hatte ich das Glück, beim Hauptfoyer aushelfen zu dürfen. Zur Belohnung gab es Zucker, der war bei der privaten Verpflegung Welsch/Reinke immer ein Engpass. In jenen Tagen kam es oft vor, dass die Besatzungsmacht Molkereien enteignete oder einfach die gesamten Molkereibestände beschlagnahmte. Diese wurden dann an die umliegenden Krankenhäuser und Lazarette verteilt. Man musste die Sachen nur abholen. Da war auch ich öfter mit dem Trosswagen unterwegs und es gab danach Zeiten, wo wir soviel Butter hatten, dass wir die Brotscheiben in der Küche des Kinderheims in Butter brieten und darauf den extra verdienten Zucker streuten.

Wolfgang Reinke

Neben den regelmäßigen Arbeiten für das Kinderheim fielen gelegentlich auch Sonderdienste an. Die Kloake des ‚Kinderheims' wurde manuell entsorgt. Zu dem Zweck fuhr ein Jauchewagen vor, den ich den Vorzug hatte, mit einem an einer langen Stange befestigten Eimer nach und nach zu füllen. Wie schon gesagt, war die Sterblichkeit unter den Flüchtlingen groß. Die in den einzelnen Häusern Verstorbenen wurden in einer Scheune neben dem Haupthaus gesammelt und, weil es so viele Särge nicht gab, in Verdunklungspapier – das war schwarzgraues Krepppapier, mit dem im Krieg die Fenster gegen Fliegersicht abgedunkelt worden waren - gewickelt und verschnürt. Auf jede Pappe wurde eine Registriernummer geschrieben. Die Leichen wurden dann auf einen Trosswagen der ehemaligen Wehrmacht geladen und zum Friedhof gefahren, wo der Totengräber die Grube schon vorbereitet hatte. Die Toten wurden, nachdem der Totengräber die Nummern den einzelnen Gruben zugeordnet hatte, zu dritt oder zu viert beigesetzt. Das spielte sich in den Fällen, wenn keine Angehörigen da waren, so ab, dass die verschnürte Leiche an Kopf und Füßen angepackt, über die Grube getragen und dann fallen gelassen wurde. Ich habe das einmal so erlebt, als ich den kranken Totenfahrer vertreten musste.

Im Frühjahr 1946 lernte ich dann auch Horst Cassube kennen. Er arbeitete in der Verwaltung des Lazaretts und war der Begründer der FDJ-Gruppe im Krankenhaus. Mir stellte er sich im Laufe der Zeit als ein wirklicher Freund dar. Als er merkte, dass mein Ziel wieder der Besuch der Oberschule war, hat er viel dafür getan, dass ich mich im August 1946 bei Direktor Wörmann, der Gründungsrektor des zum 01.09.1946 wieder eröffneten Gymnasiums in Ribnitz war, vorstellen konnte. Horst C. hat, zusammen mit seiner späteren Frau Lydia, Leben in die FDJ Gruppe gebracht. Wenn ich mich nicht irre, hat er es geschafft, einen Tanzschulkurs in Gelbensande unter der Leitung eines ehemaligen Solotänzers am Rostocker Theater zu veranstalten. Der Tanzlehrer hatte als Fallschirmjäger im Krieg ein Bein verloren. Trotzdem verstand er es, uns die Grundschritte der einzelnen Tänze vorzuführen. An dem Kurs nahmen doppelt so viele Mädchen wie Jungen teil. Dadurch konnten die Jungen jeden Tanz zweimal üben, zunächst die obere Hälfte, in der fast alle hübschen Mädchen saßen, dann die untere, bei der man sich sehr beeilen musste.

Unglücklicherweise sollten wir Jungen auch noch Benimm lernen, d.h. zumindest die Aufforderung gemessenen Schrittes und formvollendet vorzunehmen. Das führte zu Konflikten mit unserem Vorsatz, mit hoher Schrittgeschwindigkeit das hübscheste Mädchen zu ergattern und hatte zur Folge, dass wir – zwei junge Rivalen – wieder an unseren Platz zurück mussten und dadurch nur noch die Mauerblümchen erwischten. Aber auf diese Weise kamen auch sie zu ihren Tänzen. Getanzt wurde zu jener Zeit häufig. Der Ballsaal war im ersten Stockwerk einer Gaststätte. Für uns Jungen war der Zutritt natürlich verboten, aber wir gingen so oft wie möglich. Die Rivalität unter den Frauen war groß, es gab nur sehr wenige tanzfreudige Männer und um die wurde gelegentlich gekämpft und sich im wahrsten Sinne des Wortes dafür büschelweise die Haare ausgerissen.

Im August 1946 erhielt ich die erste Nachricht von meinem Vater, den ich zum letzten Mal im Sommer 1944 gesehen hatte und mit dem der briefliche Verkehr – wie auch mit der übrigen Familie – im Februar 1945 abgerissen war. Ich hatte, sobald es möglich war, an drei verschiedene Suchzentralen geschrieben, die sich in der Nachkriegszeit etabliert hatten, um Familien wieder zusammen zu führen. Die Suchzentrale des DRK schickte mir die Nachricht, die die schönste Post war, die ich je erhalten hatte. Einige Zeit später erfuhr ich, dass meine übrige Familie noch in Zedlin lebte. Auch mit Onkel Otto, dessen Familie für die Oma Falkenburg sorgte, kam die Verbindung wieder zustande. Letzterer hatte kurz vor dem Zusammenbruch noch flüchten können. Von da ab hatte ich wieder jemand, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Für mich ist im Nachhinein interessant, dass ich meinen wieder gefundenen Vater kaum um Rat zu den in Fülle auftretenden Problemen gefragt habe. Ich schilderte in den Briefen, was ich tat und vorhatte aber vor allem was ich brauchte. Die Entscheidungen habe ich weiterhin allein getroffen.

Wolfgang Reinke

Der Jahreswechsel 1946/47 sollte groß im Jagdschloss des Großherzogs von Mecklenburg gefeiert werden. Das Schloss liegt etwa 1 km vom Dorf entfernt, von wundervollem alten Mischwald umgeben. In ihm war die Abteilung Innere Medizin und die TBC-Kranken untergebracht. Es wurde geleitet von Dr. Mesewinkel, der zusammen mit Dr. Knabe den Lazarettzug bis nach Gelbensande gebracht und das Lazarett eingerichtet hatte. Es waren viele Vorbereitungen zu dem Fest getroffen worden. Herr Welsch und sein Freund, Herr Cassubesen, hatten die Bar übernommen. Für 1,50 RM konnte man Bons kaufen und dafür Likör oder Weinbrand bekommen. Ich sag's vorweg, an diesem Abend hatte ich meinen ersten Vollrausch. Das lag daran, dass ich ob meiner sozialen Verhältnisse (ganz arm, abgerissen, Waisenkind) nicht nur im Krankenhaus bekannt war wie ein bunter Hund und mir jedermann – ob Dr. Hoffmann, der Chefarzt oder Dr. Knabe, die Schwestern, aber auch andere – mir Zuneigung mit der Spende eines Likörs oder Weinbrands zum Ausdruck brachte. Ich erinnere mich nur noch, dass ich um Mitternacht zusammen mit Fritz Mesewinkel Handglocken bimmeln ließ. Danach ist der Faden gerissen. Am Neujahrsmorgen fand ich mich frisch in meinem Bett wieder, ohne Kopfschmerzen, die Kleidung ordentlich auf dem Stuhl liegend. Ich hatte zunächst die Vermutung, dass mich jemand zu Bett gebracht haben musste. Das wurde jedoch von allen in Betracht kommenden Bekannten abgestritten. Herr Welsch war nicht in der Lage aufzustehen, so dass ich an diesem Neujahrsmorgen den Kaffee aus dem Haupthaus holen musste.

Ab September 1946 ging ich wieder zur Oberschule. Im August hatte ich mich beim Direktor vorstellen und mich einem Test unterziehen müssen.
Am 2. September ging der Schulbetrieb wieder los. Bis dahin waren in der Ostzone noch alle Gymnasien von der SMV (Sowjetische Militärverwaltung) geschlossen gewesen. Ich kam in die 9. Klasse. Wie hart das Nachlernen werden würde, davon hatte ich keinen Schimmer, aber es sollte mir bald klar werden.

Durch meine Aufnahme in die 9. Klasse des Gymnasiums hatte ich 1,5 Jahre Schulpflicht übersprungen, denn nach dem ersten Schulhalbjahr 1944 war der Unterricht in Dramburg zu Ende gegangen. Die Lücken in allen anderen Fächern schaffte ich mühsam auszugleichen. Erst viel später merkte ich, welcher Unterschied zwischen eigenem Nachlernen und geregeltem Unterricht in der Schule besteht. Nur in Latein erreichte ich den Anschluss nicht. Wir wurden von einem blinden Lehrer unterrichtet, dessen Frau am Unterricht teilnahm und ihm sozusagen die Augen ersetzte. Herr Sternberg war sehr wohlwollend mir gegenüber, denn ganz gleich, wie schlecht meine Arbeiten – heute sagt man wohl Klausuren – ausfielen, er gab mir immer nur ein ‚Mangelhaft', nie ein ‚Ungenügend'. Allerdings bekam ich diese Note auch im Abschlusszeugnis vor meinem Grenzübertritt, denn - wie er mir sagte - etwas anderes könnte er nicht verantworten ohne den Ruf der Ribnitzer Oberschule zu schädigen.

Zusammen mit den beiden ältesten Söhnen von Dr. Mesewinkel, mit Bruno Friedrich und Hans Lusch fuhren wir zur Schule nach Ribnitz. Zumeist marschierten wir, obwohl eine Zugverbindung zwischen Gelbensande und Ribnitz bestand. Sie funktionierte zu der Zeit regelmäßig aber nur im Sommer und wenn es genügend Kohlen gab. Außerdem ging an dem alten Eisenbahnmaterial dauernd etwas kaputt. Das gute Zugmaterial war als Reparation schon längst in Russland. Ganz schlimm war es im Winter 1946/47, der erbärmlich kalt war. Der Kohlemangel war groß, denn die Loks wurden mit Braunkohle geheizt und bei den tiefen Temperaturen stand die Tagebauförderung still. Dieser Winter hatte es wirklich in sich. Ich sehe noch heute, wie der Wind, nachdem wir den schützenden Wald zwischen Gelbensande und Altheide verlassen hatten, den Schnee in Schleiern über die Straße wehte. Dazu war es bitterkalt. Wenn ich mit meiner dürftigen Bekleidung in der Schule ankam, waren meine Hände zu Klauen gefroren. Oft bin ich nur bis Altheide gegangen und hab dann bei Frau Busch Unterschlupf gefunden. Dort konnte ich mich aufwärmen und bekam auch immer etwas zu essen."

Prof. Dr. Herbert Knabe

Kreiskrankenhaus Gelbensande — Gelbensande, den 1. Dez. 1946

Chefarzt

Z e u g n i s!

Herr Dr. med. Herbert Wolfgang K n a b e geboren am 16. Mai 1918 in Gotha ist seit dem 1. Mai 1945 in Gelbensande als Arzt tätig. Er war vom 1. Mai 1945 bis 1. September 1945 als selbstständiger Arzt der inneren Abteilung des Ortslazarettes Gelbensande, der eine Fleckfieber- und Tbc. Station angeschlossen war, eingesetzt. Vom 1. September 1945 an leitet er als Abteilungsarzt die Infektionsabteilung Kinderheim (Typhus- und Diphtherie) des Kreiskrankenhauses Gelbensande.

Neben dieser Arbeit war Herr Dr. K n a b e seit November 1945 als Bezirksarzt der Ortschaften Gelbensande und Müllershagen tätig. Er hat sich in dieser Eigenschaft, besonders während der Zeit der stark auftretenden Seuchen (Typhus und Fleckfieber), für die Bevölkerung beider Ortschaften -besonders für die Flüchtlinge- vorbildlich eingesetzt. Ausserdem hat er zeitweise den Landarzt vertreten und hierbei auch in der weiteren Umgebung von Gelbensande Praxis ausgeübt.

Herr Dr. K n a b e zeigte sehr gute medizinische Kenntnisse bei einer ausgezeichneten Vorbildung, einen sehr guten Umgang mit den Patienten und war bei diesen sehr beliebt.

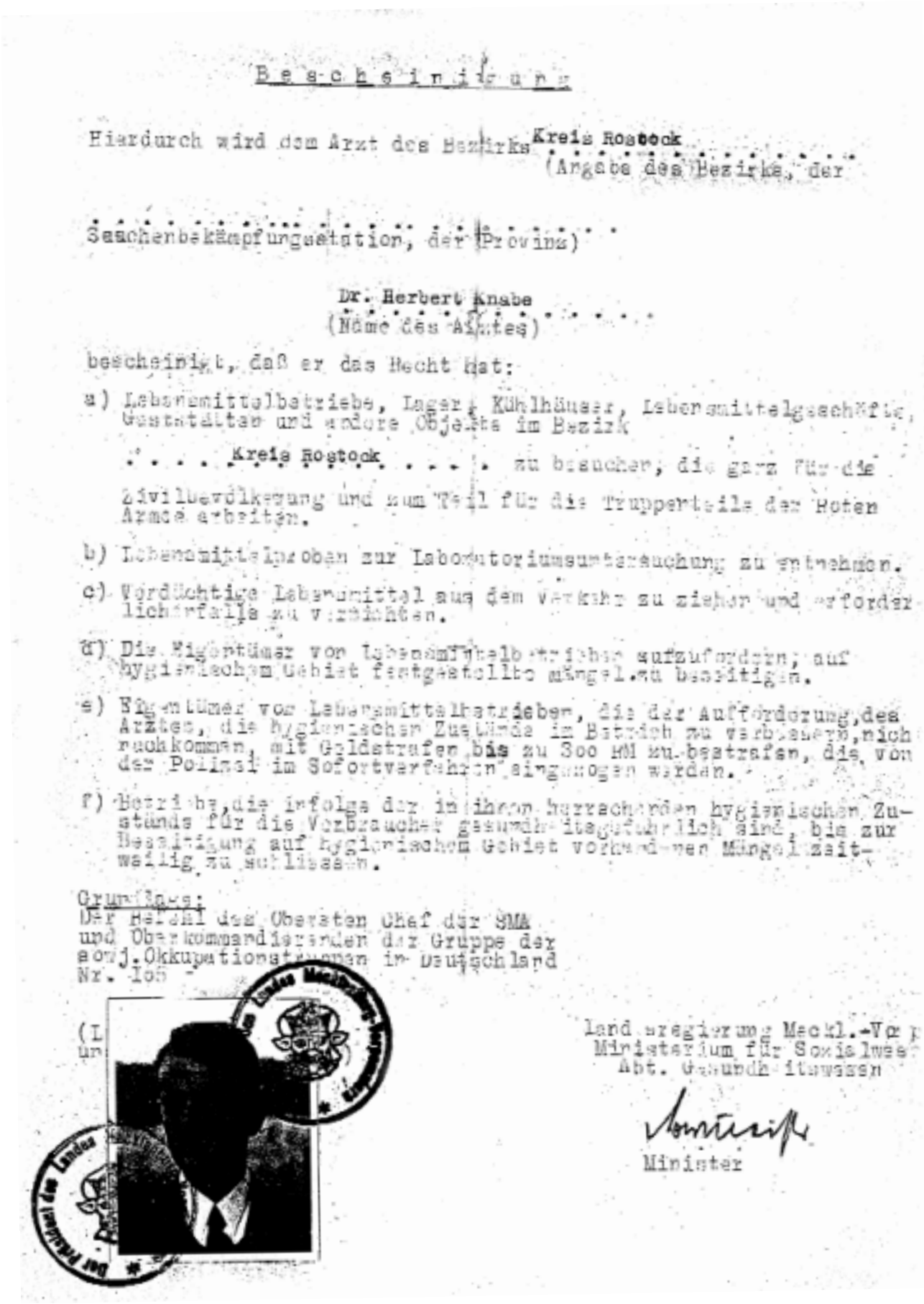
Als Chefarzt des Kreiskrankenhauses Gelbensande kann ich Herrn Dr. K n a b e als einen Arzt empfehlen, der eine grosse Zukunft hat.

Gelbensande

Hoffmann

Chefarzt

Prof. Dr. Herbert Knabe



Bescheinigung

Hiardurch wird dem Arzt des Bezirks Kreis Rostock
(Angabe des Bezirks, der

Seuchenbekämpfungsstation, der Provinz)

Dr. Herbert Knabe
(Name des Arztes)

bescheinigt, daß er das Recht hat:

a) Lebensmittelbetriebe, Lager, Kühlhäuser, Lebensmittelgeschäfte, Gaststätten und andere Objekte im Bezirk

Kreis Rostock zu besuchen, die ganz für die Zivilbevölkerung und zum Teil für die Truppenteile der Roten Armee arbeiten.

b) Lebensmittelproben zur Laboratoriumsuntersuchung zu entnehmen.

c) Verdächtige Lebensmittel aus dem Verkehr zu ziehen und erforderlichenfalls zu vernichten.

d) Die Eigentümer von Lebensmittelbetrieben aufzufordern, auf hygienischem Gebiet festgestellte Mängel zu beseitigen.

e) Eigentümer von Lebensmittelbetrieben, die der Aufforderung des Arztes, die hygienischen Zustände im Betrieb zu verbessern, nicht nachkommen, mit Geldstrafen bis zu 500 RM zu bestrafen, die von der Polizei im Sofortverfahren eingezogen werden.

f) Betriebe, die infolge der in ihnen herrschenden hygienischen Zustände für die Verbraucher gesundheitsgefährlich sind, bis zur Beseitigung auf hygienischem Gebiet vorhandener Mängel zeitweilig zu schließen.

Grundlage:
Der Befehl des Oberaten Chef der SMA und Oberkommandierenden der Gruppe der sowj. Okkupationstruppen in Deutschland Nr. 165

(L
un

land regierung Meckl.-Vor
Ministerium für Sozialwes
Abt. Gesundheitswesen

Minister

Prof. Dr. Herbert Knabe

Röhagen, den 17. Juli 1946

Es wird hiermit bestätigt, daß Herr Dr. K n a b e, Kreiskrankenhaus Gelbensande Abt. Kinderheim, als sehr beliebter und vor allen tätiger Arzt hier in der Gemeinde Willerahagen, sowie den umliegenden Gemeinde seine Praxis neben all seinen Aufgaben im Kreiskrankenhaus nebenbei versieht. Vor allem ist vielen Flüchtlingen hierdurch eine sehr grosse Hilfe zuteil geworden, da sie fast mittellos dortstehen, aber wissen, daß sie sich mit Vertrauen an Herrn Dr. Knabe wenden können da er Ihnen bei Tag wie zur Nacht mit Rat und Tatt zur Seite steht, in sehr vielen Fällen sogar unentgeltlich. Auch die Gemeinde weiß daß sie ihre Patienten mit Vertrauen nach dorthin überweisen kann und hat ein sehr grosses Interesse, auch weiterhin mit Herrn Dr. Knabe arbeiten zudürfen, um wenigstens Volke zudienen.

Der Gemeindevorsteher

Gemeinde Willershagen

Prof. Dr. Herbert Knabe

Rostocker Heide Freitag, 6. April 2001 19

Schüler sprachen mit Zeitzeugen

Geschichtsgruppe hatte Lazarettmitarbeiter zu Gast

Gelbensande. Die Geschichtsgruppe der Realschule Gelbensande beschäftigt sich schon seit gut einem Jahr mit dem ehemaligen Lazarett und dem dazugehörigen Friedhof aus dem 2. Weltkrieg.

Neben der theoretischen Arbeit – Erforschung von Schicksalen der hier bestatteten Soldaten – und der Vertiefung brieflicher Kontakte zu noch lebenden Personen, pflegen die Schüler den Friedhof, der in nächster Zeit erneuert und umgestaltet wird.

Ein besonderer Höhepunkt war nun ein Treffen mit dem ehemaligen Lazarettarzt Prof. Dr. Knabe aus Greifswald (82 Jahre). Weiterhin konnten wir die heute 79-jährige Irmgard Glöckner begrüßen. Sie versorgte als Lazarettschwester verwundete und verletzte Soldaten. Auch ihr verstorbener Mann war als Arzt im Gelbensander Lazarett tätig. Heute lebt Frau Glöckner in Bayern.

Beide Zeitzeugen berichteten anschaulich und sehr ergreifend über die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre. Frau Glöckner und Prof. Dr. Knabe würdigten die Arbeit der Projektgruppe und lobten das Engagement der Schüler und Lehrer. P. K.

Erzählten Begebenheiten aus der Zeit, als das Jagdschloss Lazarett war: Schwester Irmgand Glöckner und Arzt Prof. Dr. Knabe. Foto: privat

Erhard Heinzelmann

Erhard Heinzelmann berichtete am 11.03.2002:

„Seit dem 12.02.1942 war ich an der Ostfront und fünfmal verwundet worden, das letzte Mal im Januar 1945 in Königsberg. Mit einem Fischkutter kam ich von Pillau nach Gotenhafen, wo ich dann eine Schiffskarte für die Wilhelm Gustloff bekam. Mit weiteren ca. 30 Gehbehinderten (ich hatte einen Schussbruch im rechten Mittelfuß) sollten wir auf einen Bus warten, der uns zur Gustloff bringen sollte. Der Bus kam nicht und das Schiff war weg! Glück gehabt! Ein paar Tage später wurden wir auf ein großes Schiff, der ‚Deutschland', aufgenommen. Nach tagelanger Fahrt kamen wir vor Rügen in Saßnitz an. Von dort aus ging es nach Binz. Ende April sollten wir sehen, wie wir nach Westen kommen, denn der Russe stand vor der Tür. Mit einem Pferdewagen kam ich nach Stralsund und mit einem Lazarettzug bis nach Gelbensande. Major Kulkow versicherte uns, dass er für jeden ein Bett besorgen würde. Ab jetzt fehlen mir fast alle Erinnerungen. Ich weiß nur noch, dass ich mich auf einem landwirtschaftlichen Gut, geradeaus das Herrschaftshaus, links die Stallungen und rechts Scheune und Tenne, befand. Am 12.07.1945 wurde ich in die Heimat entlassen."

Бюргермейстер
Отдел регистрации жителей

Росток 12.7.45

Пропуск

Предъявитель/ка Эрхард Гейнцельманн
родр. 9.6.22 в Хопфау
следующий/ая возвращается в
Сульц / Некар
Он/она в сопровождении

Просят пропустить его/ее беспрепятственно.
Отд. Д-ла Земледелия
Начальник
Стольмаг
Тиетц

Der Bürgermeister
Einwohnermeldeamt

Rostock d. 12.7.45.

Flüchtlingsbescheinigung

Herr Frau Frl. Erhard H e i n z e l mann
geb. am 9.6.22 in Hpfau
ist Flüchtling und kehrt nach
S u l z / Neckar zurück
Er (sie) ist in Begleitung von

Es wird gebeten, ihn (sie) unbehindert passieren zu lassen

Flüchtlingsstelle

SAPEKTPИРОВАН В КОМЕНДАТУРЕ г. РОСТОК
ДОП. N 12/VII 45
ПОМОЩНИК ВОЕННОГО КОМЕНДАНТА РОСТОК

STADT ROSTOCK

Josef Kohler

Josef Kohler berichtete am 28.12. 1993:

„Gelbensande - diesen Namen hätte ich in friedlichen Zeiten höchstwahrscheinlich nie kennen gelernt. Wo liegt das Objekt dieses Namens, ist es eine Stadt, eine Ortschaft? Ist dieser geografische Begriff bedeutend, in welcher Landschaft, im Norden, Osten, Westen, Süden? Wie sind die Menschen, wie die Strukturen, die Lebensverhältnisse? So hätte ich gedacht, in Friedenszeiten.

Ich, der aus der südwestlichsten Ecke Deutschlands stamme, lernte diesen Namen, Gelbensande, als Ortsnamen kennen in den Wirren des zu Ende gehenden Zweiten Weltkrieges. Es war der Ort, in dem ich nach fast achtwöchiger Irrfahrt als schwerkranker, junger 22 jähriger Soldat endlich erste Hilfe und Geborgenheit erleben durfte, nachdem ich mit anderen vom Hilfs-Lazarettzug ausgeladen und ins Großherzogliche Jagdschloss verlegt wurde. Dies geschah am 01.05.1945 unter dem Lärm krachender Granaten und für mich spät abends, schon in der Dunkelheit. Am Morgen des 02.05. wurden wir durch Motorengeräusch geweckt und ich wusste, der Iwan war da. Bange Minuten des Wartens. Wie werden sich die Sieger verhalten? Sind sie vielleicht betrunken, im Rausch des Sieges und des Alkohols?

Vorsorglich hatte ich in der Nacht noch die wertvollere meiner zweit Armbanduhren versteckt und die andere so gelagert, dass sie leicht ins Blickfeld fiel. Die russischen Soldaten kamen in mehreren Gruppen, mit umgehängten Maschinenpistolen durchsuchten sie den großen Saal nach eventuellen Beutestücken wie Ringe, Uhren, Abzeichen und andere Dinge. Nach erfolgter Durchsuchung des großen Saales kamen sie auch zu mir in das angrenzende Dachkämmerlein ohne Tür. ‚Uri, Uri!' riefen sie und bald sahen sie die von mir ausgelegte Uhr. Ich lag mit hohem Fieber in meinem Lager und machte wohl einen schlechten Eindruck auf sie, das Plakat mit der Aufschrift ‚Seuchengefahr - ansteckend' – in Deutsch und Russisch geschrieben - verfehlte wohl auch seine Wirkung nicht. Mit der Uhr verschwanden auch die Soldaten wieder.

Chefarzt Dr. Hoffmann hatte diese Seuchenwarnung wohl veranlasst oder selber geschrieben, da er der russischen Sprache mächtig war und lange Jahre als Arzt in Petersburg ein Sanatorium leitete. So berichtete mein späterer Stubenkamerad Fritz Pollex.
Nach zwei Tagen Aufenthalt im Schloss wurde ich verlegt, der Transport erfolgte auf einem Kastenwagen mit vorgespanntem Pferd, in die Villa Cords, etwas außerhalb der Ortschaft gelegen ca. 200 m vom Gutshof (eigentlich wohl Forstinspektion) entfernt. In einem Zimmer in der Mitte des Hauses (Erdgeschoss) fand ich einen Platz, seit vielen Monaten erstmals wieder in einem Bett mit Matratze, eine Wohltat. Mein Zustand war mieserabel, total geschwächt und völlig ans Bett gebunden verbrachte ich die ersten Wochen im Monat Mai. Mein Herz war so schwach, dass in diesen Tagen Herzanfälle fast zur Regel wurden. Stubenkamerad Pollex, der trotz eines Splitters in der Kniekehle und der damit verbundenen Schmerzen doch relativ beweglich war und Kontakt nach außen hatte, war mein Berichterstatter der Geschehnisse innerhalb und außerhalb des Hauses.

Josef Kohler

Er war immer bestens informiert. Meine Betreuung erfuhr ich durch Schwester Ingrid Raith, eine Tochter der noch nicht anwesenden Villabesitzerin Frau Cords, mit Hingabe und liebevoller Pflege. Ihren schweren Dienst erfüllte sie mit stets frohem Sinn und oft gab sie mir aufmunternden Zuspruch. Ein Handglöcklein zu meiner Verfügung, in der Notsituation geläutet, schon stand sie an meinem Bett. So wuchs aus dieser Zuwendung das Selbstvertrauen und die Gedanken ‚Du kannst den Tiefpunkt der Krankheit überwinden!' gewannen Überhand und führten langsam zum Umschwung ins positive Denken. Die ärztliche Betreuung der Patienten im Hause Cords wurde von dem Marinearzt Dr. Knabe geleistet. In der Regel war in den ersten Wochen jeden zweiten Tag Visite, dann später zweimal pro Woche. Dr. Knabe verlor nie seinen Gleichmut und versuchte Hoffnung zu wecken auch dort wo jede Hilfe aussichtslos erschien. Es starben nach und nach mehrere Patienten im Hause. Hilfe außer der Reihe empfingen wir Kranken oft von der ebenfalls im Hause wohnenden Frl. von Freier. Wenn sie im Garten Gemüse erntete, im Bienenstand Honig schleuderte, aus Maismehl Kuchen buk, oft gewährte sie uns damit eine Sonderzulage zu unserem einfachen, aber doch ausreichenden Essen. Zuständig für unsere Verpflegung war Zahlmeister Zweininger. Zur Besorgung der Lebensmittel, hauptsächlich des Brotes, fuhr jede Woche ein Pferde-Pritschenwagen-Gespann nach Rostock. Es war nach Voranmeldung und Genehmigung durch den Ortskommandanten möglich, mitzufahren zur Universitäts-Klinik oder zu anderen Besorgungen. Das warme Essen wurde in einer Feldküche in der Forstinspektion gekocht, wo wir es in unseren Kochgeschirren holten, im Hause Cords aber auf Teller umfüllen konnten.

Als weitere Ärzte waren mir die Namen Dr. Glöckner und Dr. Landskron bekannt. Dieser Dr. Landskron, ein Österreicher, war Chirurg und hat, wie mein Freund Pollex erzählte, manchem ehemaligen SS-Soldaten die im Inneren des Oberarms eintätowierten Kenn-Nummern wegoperiert. Die Russen holten ihn deswegen einige Male zu Verhören nach Rostock ab. Dieser junge, schneidige und doch leutselige Heeresarzt legte nie ein Geständnis ab, obwohl er nach jedem Verhör mit blauen und blutunterlaufenen Flecken zurück kam, für jedermann sichtbar. Sobald er sich erholt hatte, machte er kleine Parcours-Ritte hinter der Forstinspektion.

Viele Österreicher, doch nicht alle, waren der Kapitulation zufolge nicht mehr deutsche Soldaten, sondern auf einmal neutrale Österreicher und erhofften dadurch eine bevorzugte Behandlung durch die Russen. Sie bekundeten dies durch das Tragen einer rot- weiß-roten Armbinde. Nun, sie hatten den Vorteil, dass ihr Heimtransport vorzeitig organisiert und durchgeführt wurde.

Zum Tagesgeschehen damals:

Im Mai, ja selbst noch im letzten Junidrittel - ich sah es selbst –, zogen noch lange Kolonnen ehemaliger russischer Kriegsgefangener durch Gelbensande Richtung Ribnitz, bewacht von ihren eigenen Soldaten. Erschöpft lagen sie am Straßenrand und sangen manchmal traurig klingende Lieder. Sie wurden als Verräter missachtet. Manche Soldaten des Ortslazaretts stillten ihre Rauchergelüste, indem sie auf den Feldern Rübenblätter abschnitten und diese trockneten, klein schnitten und in die Pfeife stopften. Andere wieder stahlen Rettiche, um Salat zu machen.

Meine Habseligkeiten bestanden damals aus einer normalen Uniform (grau-grün) mit zwei Unterwäschegarnituren, zwei Paar Socken, ein Paar Schuhe, ein Tarnanzug gefüttert und wasserabweisend, zweiseitig tragbar - eine Seite weiß, die andere Seite in Tarnfarben natur. Dieser Anzug half mir in den letzten zwei Monaten zum Überleben, denn er gab Wärme. Eine Meldetasche mit Schreibzeug, einige Taschentücher, ein Taschenmesser, eine Gabel, ein Esslöffel, eine kleine Landkarte und das Soldbuch rundeten das Ganze ab. Den Original-Wehrmachtsesslöffel verlor ich im Hilfs-Lazarettzug. Als Ersatz bekam ich gleich nach der Ankunft im Jagdschloss einen Silberlöffel mit dem Wappen derer von Brandenstein-Zeppelin darauf. In meiner Meldetasche verwahrte ich seit Anfang Februar fünf in Zellophanhüllen und einer Blechschachtel verpackte, dicke und lange Zigarren edelster Fermentierung. Sie stammten aus einem Verpflegungslager am Bahnhof von Sensburg/Ostpreußen, das unser Regimentskommandeur seinen Soldaten zur Räumung freigab, gegen den Widerstand des zuständigen Intendanten. Auch die wenigen Zivilisten durften nehmen, was sie tragen konnten. Stündlich wurden die Russen erwartet und alles wäre ihnen zugefallen.

Josef Kohler

Diese Zigarren waren nun wertvoller denn je, wie sich herausstellte. Wie mein Freund Pollex herausfand, musste in Gelbensande in den letzten Stunden bevor der Russe kam, ein oder mehrere Güterwagen der Bahn abgestellt worden sein. Die Bevölkerung erfuhr dies und deckte sich mit unterschiedlich großen Zuckervorräten ein, die darin waren. Pollex nahm nun erstmals eine meiner Edelzigarren mit und ging in die Ortschaft auf Tauschaktion. Wahrlich, er fand einen Tauschpartner, der für eine Zigarre ein Kilo Kristallzucker herausrückte. Strahlend brachte er das Umtauschgut. Nach und nach wurden die weiteren vier Zigarren mit dem gleichen Resultat umgetauscht. Zur Verbesserung mancher Speisen und zur Herstellung von Marmelade, sammelten wir später Heidelbeeren im Wald Richtung Meyers Hausstelle.

Wie schon erwähnt, hatte mein Stubenkamerad Pollex einen Granatsplitter in der Kniekehle, direkt hinter einer Sehne. Er war an der Oberfläche der Haut spürbar und hatte etwa die Größe einer Fingerkuppe. Es gab keine Betäubungsmittel, so operierte Dr. Hoffmann - ohne örtliche Betäubung - am Bett des Patienten und wir sahen zu. Es war zwar schmerzhaft für Pollex, doch der chirurgische Eingriff erlöste ihn von seinen Schmerzen und sein Geh-Aktionsradius war größer geworden.
Für die Patienten der Villa Cords gab es ab und zu eine Abwechslung bringende Kostbarkeit, meist zum Wochenende. Kam man von der Wegseite her in die Villa, so eröffnete sich ein großer Flur, fast eine kleine Halle, an den Wänden entlang waren große, geschnitzte Eichentruhen. Es sah rustikal aus, gleich rechts vom Eingang bog die Treppe nach oben ab über ein Podest mit Tisch und Stühlen. Im ersten Stock rechts von der Treppe stand ein Harmonium.
Sanitäts-Uffz. Stöckl, Schwester Ingrid Raith als Hilfe zugeteilt, veranstaltete damit Musikabende, die in der Erinnerung haften blieben. Die Nichtbettlägerigen versammelten sich im unteren Flurraum und für die Bettlägerigen wurden die Zimmertüren geöffnet und alle hörten mit Andacht zu, wie Stöckl die Träumerei von Schumann, das Ave Maria von Gounod und andere Kostbarkeiten musikalischer Art mit sensibler Wärme und feinem Gefühl zum Besten gab. Noch heute danke ich Herrn Stöckl dafür. Es waren höchste Freuden in schweren Stunden meiner Krankheit.

Etwa ab Mitte Juni ging es mit mir Stück für Stück bergauf. Ich konnte wieder allein auf dem Stuhl sitzen, bekam wieder Luft zum Pfeifen eines Liedchen, wagte Schritte um das Haus und riskierte viel, als ich gegen Ende des Monats Juni zum ersten Mal mit dem Pferdegespann nach Rostock - in die bombenzerstörte Stadt - fuhr. Es sah schlimm aus. Die Zeit in Rostock war etwa auf drei Stunden bemessen bis zur Rückfahrt. Mit müden Beinen, aber wachem Sinn, sah ich mich um. Ich kam auch zu einem großen freien Platz, der sauber und aufgeräumt war und an dessen Längsseite ein großes Gebäude war mit russischen Fahnen daran und davor. Wie es mir vorkam, war es die Militär-Kommandantur. Beim Portal stand eine Wache, bestehend aus zwei Posten mit Maschinenpistolen. Drum herum saßen Mannschaften und Offiziere in Clubsesseln und tranken und johlten. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes ging ich, in vielleicht 50 m Entfernung. Da nichts anderes besitzend, hatte ich natürlich meine Uniform an.

Mich wunderte, warum so wenige Menschen an diesem doch sicherlich sonst belebten Platz vorbei gingen. Ich sollte es bald wissen. Auf einmal wurde in die Luft geschossen und wild gestikulierend gab man mir Zeichen zu der russischen Gruppe zu kommen. Mit Gesten wurde mir die Frage vermittelt, warum ich als Deutscher Soldat nicht die Sowjetfahne gegrüßt hätte, mit erhobenem Arm und geballter Faust. Das tun zu müssen, wäre mir nicht bekannt gewesen, bedeutete ich mit meinen damaligen geringen russischen Sprachkenntnissen. Ein Unterleutnant machte mir dann vor, wie ich ihre Fahne zu grüßen hätte: Mit Stechschritt auf eine Strecke von 20 m und erhobenem rechten Arm, aber nicht mit geballter Faust, sondern mit gestreckter Hand wie ‚Germanski' mit Blickwendung zur Fahne. Jetzt noch Stechschritt, schoss es mir durch die Sinne, wo ich doch kaum noch die Füße heben konnte vor Müdigkeit. Was blieb mir übrig? Mit Stechschritt und ‚Germanskigruß' marschierte ich an der Fahne und der Gruppe vorbei und wurde mit Beifall und Gejohle wieder entlassen.

Josef Kohler

In genügender Entfernung setzte ich mich auf einen Trümmerbrocken und wartete, bis sich mein rasendes Herz wieder einigermaßen beruhigt hatte. Es hatte eine unerwartete Belastungsprobe bestanden. Am nachfolgenden Tag änderte mein Freund Pollex, der Schneiderkenntnisse besaß, meine Uniform indem er einen grünen Kragen und grüne Taschenklappen aufnähte. Ein klein wenig ziviler sah ich damit aus. Künftig machte ich einen großen Bogen vor jeder Sowjetflagge. Zweite Begegnung ist eine am 19.07.1945 in Rostock erlebte Begebenheit gewesen. Es war Donnerstagmorgen und wir erreichten zügig Rostock. Die Straßen waren schon aufgeräumt, teilweise fuhren schon Straßenbahnen, manche Fenster hatten schon Glasscheiben, Geschäfte und Gaststätten begannen wieder zu öffnen. Das Leben bekam Impulse, man merkte es. In diesen Tagen war unser Brot sehr schlecht, speckig mit halb vermahlenen Körnern und Spleißen drin und Schimmelstellen dazu. Man schnitt diese aus und aß den Rest. Der Treffpunkt unseres Fuhrwerks war vor dem Portal zur Universitäts-Poliklinik für Hals-Nasen-Ohren. Bei Herrn Prof. Anthony war ich zur Untersuchung bestellt. Das Ergebnis war nicht ermutigend. Deprimiert ging ich zum vereinbarten Abfahrts-Treffpunkt und wartete eine lange Zeit. Mir war nicht nach einem Stadtrundgang zumute.

Ein weiterer Reisegenosse aus dem Ortslazarett Gelbensande gesellte sich zu mir. Es war nachmittags und unser Fuhrgespann parkte vor dieser Uni-Poliklinik. Es waren noch nicht alle Fahrteilnehmer da und der Fahrer musste noch mal weg um einige Besorgungen zu machen. Wir hatten Hunger. Rechts vom Portal der Klinik war eine Bäckerei. Der Kamerad nebenan ging wortlos in die Bäckerei und kam mit einem langen, halbweißen Brot heraus und begann zu essen. Er machte eine Kopfbewegung zu mir und Richtung Bäckerei. Also ging auch ich in die Bäckerei und tat was mir vom Wesen her zuwider war, ich bettelte. Hinter dem Ladentisch stand eine mittelblonde junge, hübsche Frau, sah mich freundlich an und gab auch mir lächelnd das gleiche halbweiße, frischgebackene und knusprige Langbrot. Ich dankte und verschwand hastig aus dem Laden. Diese Frau, ihr Wesen und ihre Freundlichkeit, auch noch dem zweiten Hungrigen gegenüber, war für mich wie das Zuwinken eines Engels. Nach der gesundheitlichen Enttäuschung war dies ein Zeichen der Ermunterung: ‚Gib nicht auf!'.

Dankbar denke ich an diese Frau mein Leben lang! Der sowjetisch besetzten Zone war ein hartes Schicksal beschieden, was sich schon damals abzeichnete und auf allen Lebensebenen sichtbar wurde. Das ‚Neue Deutschland' war widerlich mit seinen Hetztiraden gegen alles, was ehemals den Soldatenrock trug. Es waren alle Verbrecher und nur der Sowjetsoldat war edel, ritterlich und gut. Man spürte allerorts den autoritären Druck von oben. Die gleichen Methoden wurden angewandt, die man vergessen glaubte. Statt braune waren es nun rote Methoden. Nur die Farben wechselten, doch die Systeme blieben sich gleich. Die alleinige Macht des Staates triumphierte. Mir war es eng um den Hals. Den Bauern wurde schon damals das Land entzogen und die etwas besaßen waren ‚Kapitalisten'. Nichts wie raus, sobald als möglich, war die Devise aller, die außerhalb dieser Besatzungszone ihre Heimat hatten.
Doch wie das Schicksal spielt, am 14.08.1945 erhielt ich einen Ausweis von der Gemeinde Gelbensande über ordnungsmäßige polizeiliche Anmeldung, unterschrieben von Bürgermeister Erich Kähler, bestätigt am 16.08.1945 von der Stadt Ribnitz und am 18.08.1945 von einer russischen Kommandantur. Sollten wir als Bürger von Gelbensande gelten und damit auch Einwohner dieser Zone werden und uns dadurch die Ausreise verwehrt werden? Dass diese Absicht vorhanden war und versucht wurde durchzusetzen, merkte ich beim Versuch, die Besatzungsgrenze zu überschreiten, als ich mich auf die Heimreise am 05.09.1945 machte.

Mit den Patienten im Schloss hatten wir kaum Verbindung. Per Zufall traf ich einen Kameraden der bis zur Einberufung zur Wehrmacht in der gleichen Firma beschäftigt war wie ich. Das Wiedersehen natürlich froh und herzlich. Er machte sich schon Mitte August auf die Heimreise und nahm einen Brief von mir mit, als erstes Lebenszeichen seit Anfang Januar 1945 an meine Lieben daheim.
Oft kamen in einsamen Stunden die Gedanken, wirst du in Gelbensande sterben und dort begraben sein, wie viele andere Kameraden auch? Kannst du es vielleicht schaffen nach Hause zu kommen und wenigstens dort sterben? Wenn du Glück hast wirst du vielleicht 30 oder gar 40 Jahre alt? 60 Jahre alt zu werden war unvorstellbar damals und glich einer Utopie. Quälende Gedanken und doch wieder Hoffnung dazwischen.

Josef Kohler

Still und fast unmerklich ging es doch bergauf. Die Herzanfälle wurden seltener, die Atmung noch sehr flach doch wenigstens gleichmäßiger. So wie das Zutrauen zu sich selbst, so wuchs auch der Appetit. Ausflüge zu Meyers Hausstelle wurden gewagt oder der auf der Bahnlinie liegende Panzerzug wurde besichtigt, ein Abstecher nach Willershagen war möglich. Es wurde leichte Gymnastik ausgeführt. Das Leistungsvermögen musste gesteigert werden, ohne diese Voraussetzung keine Heimkehr. Übrigens, in dem erwähnten Panzerzug war ein späterer Schwager aus München dabei, als die Besatzung den Zug sprengte und sich davon machte.

Der Wille zur Heimreise und damit Abschied von Gelbensande wurde mehr und mehr intensiver. Man hörte sich um, vor allem in Rostock, wo war die beste Möglichkeit zum Grenzübertritt. Es war nämlich, selbst mit von russischen Dienststellen ausgefertigten und unterzeichneten Reisedokumenten, nicht mehr möglich, die Zonengrenze zu überschreiten. Wir - zu dritt - verabschiedeten uns am 05.09.1945 von den uns Liebgewordenen in Gelbensande und fuhren von Rostock, Schwerin nach Rhena und kamen dort am 07.09.1945 an (gegen Abend) und erhielten dort 2310 Gramm Brot als Verpflegung für drei Mann und zwei Tage, nichts dazu. Anderntags zogen wir zu Fuß weiter nach Schlagbrücke-Bäk bei Ratzeburg. Bei der Erkundigung mit einem Boot über den See zu kommen, wurden wir festgenommen und eingesperrt. Am Nachmittag des folgenden Tages gab mir der Ortskommandant, ein sowjetischer Unterleutnant, ein russisches Gewehr in die Hand und ich musste ihm deutsche Exerziergriffe vorführen. Es machte ihm Spaß und er ließ uns laufen. Die junge Bäuerin aus Bäk, bei der wir drei Unterkunft auf dem Heuboden bekommen hatten und die uns am Morgen Hafersterz und Kartoffeln servierte, deren Mann ebenfalls noch in Gefangenschaft war, brachte uns mit einem Pferdefuhrwerk nach Schönberg, damit wir dort den Übertritt nach Lübeck versuchen könnten.

Doch auch dort hatten wir keinen Erfolg. Inzwischen wurde aber bekannt, dass die Amerikaner in Berlin Sammellager für Heimkehrer aus dem russisch besetzten Territorium eröffnen wollen.

So um den 15./16. September kamen wir in Berlin an, meldeten uns in der Augsburger Straße bei der Sammelstelle und wurden sofort nach Staaken gefahren, mit Lastwagen und in atemberaubendem Tempo, so dass man in den Kurven fast vom Wagen flog.
Zunächst war nur freies Feld, dann kamen Zelte, die wir aufstellen mussten. Geschlafen wurde auf unbedecktem Boden. In den Tagen danach wurde jeder Einzelne verhört, nach seiner früheren Truppe und den Einsatzorten befragt, das Soldbuch eingesehen. Mich verdächtigte man, Angehöriger der SS gewesen zu sein und es brauchte viel Mühe meinerseits zu beweisen, dass dies nicht der Fall war. Man nahm mir hier meinen Tarnanzug ab, die Decke amerikanischen Ursprungs durfte ich behalten. Im Lager selbst wurde man wieder getrennt, je nach dem Besatzungsterritorium in welchem der Heimatort lag. Doch schon in Berlin war die Nachricht durchgesickert, dass in der französischen Besatzungszone auch noch nach der Kapitulation Heimkehrende nach Frankreich als Kriegsgefangene geschafft wurden. Ich musste mich also vorsehen.

Schwester Ingrid Raith gab mir zwei Briefe mit an die Familie zweier in Gelbensande im Hause Cords Verstorbener, einer davon war an Frau Ehrlich (?) in Frankfurt/Main. Die Amerikaner nahmen mir diese Briefe in Berlin ab. Nach meiner Heimkehr teilte ich dies Frau Raith mit. Endlich, am 18.09.1945, kam die heiß ersehnte Mitteilung: Heute Vormittag Verladung zum Abtransport nach dem Westen. Wohin, wurde uns nicht mitgeteilt. Wir bekamen gute amerikanische Heeresverpflegung in die einzelnen Wagen. Abends passierten wir die Zonengrenze bei Helmstadt. Es ging ein Aufatmen durch alle Insassen des Zuges, das in frohen Gesängen seinen Ausdruck fand. Der Alpdruck, kommunistischem Machtbereich ausgeliefert zu sein, löste sich. Am 19.09.1945 kamen wir an unserem bisher unbekannten Ziel, Marburg an der Lahn, an. Im Zug waren auch viele Heimkehrer aus Sibirien dabei. Auch hier wurden wir nochmals einem Verhör unterzogen und mussten unsere Soldbücher abgeben. Dann erhielten wir einen amerikanischen Entlassungsschein mit Vermerk auch in französischer Sprache, Ausstellungsdatum: 21.09.1945.

Josef Kohler

Es war morgens, die Güterwagen wurden bestiegen und ab ging die Fahrt Richtung Frankfurt/Main-Mannheim-Bruchsal-Stuttgart. Die Heimkehrer der französisch besetzten Zone sollten als geschlossene Gruppe in Stuttgart den Franzosen übergeben werden zum Weitertransport. Mein Misstrauen war größer und so verließ ich gegen 22.00 Uhr den Wagen während eines Signalhaltes in Kornwestheim bei Stuttgart. Eine Rangierlokomotive nahm mich bald darauf mit und ich landete in Stuttgart, es war Mitternacht. Ein Personenzug Richtung Horb, Neckar aufwärts, Abfahrt nur einmal am Morgen, brachte mich näher der Heimat. Der Kontrolle an der französischen Besatzungszone entzog ich mich. Von Horb aus ging es weiter zu Fuß, immer in Deckung gehend, wenn ein französischer Jeep auf der Straße daherfuhr, bis man nach etwa 10 km Fußmarsch wieder einen Eisenbahnzug besteigen konnte. Die Strecke von Horb an war wegen gesprengter Brücken für den Zugverkehr unpassierbar.

So kam ich gegen 17.00 Uhr am 22.09.1945 wieder in Rottweil an. Meine Eltern und jüngeren Geschwister waren völlig überrascht, als ich daheim im Hause war und sie völlig ahnungslos von der Arbeit kommend mich wie ein Gespenst anstarrten, um dann freudig bewegt zu begreifen, ihr Sohn und Bruder ist wieder d a h e i m!“

Schülerzeichnung

Die Suche geht weiter...

Vieles ist - trotz intensiver Nachforschungen - unbeantwortet geblieben und wird vielleicht nie recherchierbar sein.
Neben der Suche nach Zeitzeugen und Angehörigen aus dem Lazarett beschäftigen wir uns mit den Schicksalen ehemaliger KZ-Häftlinge, von denen drei auch auf dem Friedhof am Schloss bestattet worden sind. Ein vierter ehemaliger KZ-Häftling konnte aus dem Lazarett entlassen werden. So kamen Anfang Mai 1945 Misceslaw Tober und Stanislaus Lipinski, zuletzt gefangen im Außenlager Barth, im Lazarett Gelbensande an. Misceslaw Tober wurde am 12.06.1912 in Warschau geboren. Am 23.03.1944 überführte man ihn aus dem Konzentrationslager Neuengamme nach Barth und dort erhielt er die Häftlingsnummer 7237. Stanislaus Lipinski wurde am 11.05.1924 in Bogumilow (Polen) geboren und in den Nummernbüchern des Männer-KZ Ravensbrück fanden wir seine Haftnummer 6443. Später kam er ebenfalls ins KZ Barth und beide konnten sich vermutlich nach der Auflösung des Lagers (Ende April) bis nach Gelbensande durchschlagen.

Über Paul Kersinkowski wissen wir nur, dass er am 30.11.1891 zur Welt kam und in Stettin wohnte. Er soll auch KZ-Häftling gewesen sein. Der vierte ehemalige Häftling von Konzentrationslagern war Ernst Viktor Cohn. Er stammte aus Breslau und wurde am 24.03.1926 als zweiter Sohn von Fritz und Käte Cohn geboren. Sein Vater war Tischlermeister. Am 02.04.1943 kam diese jüdische Familie mit dem Transport IX/4 nach Theresienstadt. Seine Eltern deportierte man mit dem Transport Et am 23.10.1944 nach Auschwitz. Ernst Cohn traf dort schon am 29.09.1944 ein. Seine Eltern starben in Auschwitz. Ernst Viktor Cohn war zwischen Oktober und November 1944 im KZ Sachsenhausen inhaftiert und bekam die Häftlingsnummer 111187. Am 13.11.1944 verschleppte man ihn ins KZ Buchenwald. Wie er von dort in das Lazarett Gelbensande gelangte, ist noch unklar. Josef Kohler hat folgende Erinnerungen an ihn:

„Mitte Mai 1945 bekamen wir in unsere Stube einen Neuzugang in der Person eines jungen Mannes. Er sah aus wie der leibhaftige Tod, war etwa 1,80 m groß, kurze, aus einer vormaligen Glatze, aussprießende Stoppelhaare mit blonder Färbung und er sprach Deutsch. Der zuständige russische Truppenarzt brachte ihn zu uns in Begleitung unseres Chefarztes Dr. Hoffmann und war ab diesem Zeitpunkt der dritte Patient in unserem Zimmer. Er wog 84 Pfund und war nur noch Haut und Knochen. Sein Name war Ernst Cohn, 19 Jahre alt, Jude aus Breslau und mehreren KZ entronnen. Seine Haltung zu Deutschland war, trotz des durchgemachten persönlichen Leidensweges, ungebrochen positiv. Er beschämte in seiner Haltung oft uns enttäuschte Soldaten.

Zu seiner Behandlung gehörte die Verabreichung von Calciumspritzen durch den Arzt. Bei den ersten Injektionen zitterte er wie Espenlaub, vor lauter Angst aus seinen Erlebnissen, es könnte eine Todesspritze sein. Erst nach Wochen legte sich diese Angst. Anfang August 1945 wurde er nach Rostock Gehlsheim verlegt. Im Sommer 1946 erhielt ich letzte Nachricht von ihm, dass er in einen Kurort in den Harz verschickt werden würde.“

Bisher konnten wir mehr über den weiteren Lebensweg von Ernst Viktor Cohn in Erfahrung bringen. Vom 24.09.1946-29.01.1947 erholte er sich in Sülzhayn (Harz) und kam dann in das Jüdische Krankenhaus in Berlin. Weitere Aufenthalte waren Leipzig, Bergen-Belsen („Glyn Haghes Hospital“) und ab dem 04.10.1949 Celle. Ab Mai 1951 gab es eine Abmeldung nach Esslingen. Weitere konkrete Angaben konnten wir bisher nicht finden. Die Suche geht weiter ...

Danksagung

Wir danken besonders Herrn Reinhard Wegener, Landesgeschäftsführer und Frau Rüge-Fischer, Referentin für Jugend- und Schularbeit des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Landesverband Mecklenburg–Vorpommern.
Wir danken Herrn Holger Klawitter (Lehrer), der das Projekt tatkräftig unterstützt und wir danken auch Frau Petra Döhler (ehem. Lehrerin an unserer Schule), die das Projekt bis Januar 2002 begleitete.

Wir danken allen, die am Entstehen dieses Buches beteiligt waren.
Wir danken den Überlebenden des Lazaretts für ihre Zeitzeugenberichte.
Wir danken den Angehörigen für ihre Zusammenarbeit.
Wir danken den beteiligten Botschaften für ihre Hilfe.
Wir danken allen, die unser Projekt finanziell unterstützten.

Wir danken insbesondere dem Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern und dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. für die Veröffentlichung.

Projektgruppe „Kriegsgräber“ der Regionalen Schule Gelbensande unter Leitung von Petra Klawitter

Kurzdarstellung
KZ–Außenlager Schwarzenpfost

Schülerzeichnung

Das KZ–Außenlager Schwarzenpfost

Unser aktuelles Forschungsprojekt

Unsere Projektgruppe stieß bei den Recherchen zum ehemaligen Lazarett Gelbensande auf das ehemalige KZ-Außenlager Schwarzenpfost. Wir, das sind 15 Schüler der 8.–10. Klassen und die beiden Geschichtslehrer Herr und Frau Klawitter, wollten mehr über dieses Lager Schwarzenpfost erfahren, zumal es keine Gedenk- und Informationstafel vor Ort gab. Das Lager war fast völlig in Vergessenheit geraten, vieles bis dahin unerforscht.

So begannen wir 2001 mit unserem Projekt, wobei wir erste wertvolle Hinweise von Herrn Wilfried Steinmüller, einem Ortschronisten, erhielten. Uns wurde sofort klar, dass wir nicht in einigen Wochen diese Thematik bewältigt haben würden.
Wir suchten zunächst nach relevanten Informationen im Stadtarchiv Ribnitz, Rostock und im Archiv der Gedenkstätte Ravensbrück. Außerdem konnten wir Kontakte zu Frau Radau aus Barth aufnehmen, die sich intensiv mit der Geschichte des KZ-Außenlager Barth beschäftigt. Weiterhin erhielten wir Hilfe bei der Geschichtswerkstatt Rostock e. V. und befragten Zeitzeugen der umliegenden Dörfer. Frau Solotarjowa aus der Ukraine trafen wir 2002 persönlich und interviewten sie zu ihrer Häftlingszeit im Lager Schwarzenpfost. Umfangreiches Material bezogen wir vom Bundesarchiv aus Ludwigsburg, vom Internationalen Suchdienst aus Bad Arolsen, dem Landesarchiv Greifswald und Prof. Dr. Jahnke aus Rostock. Auch internationale Kontakte entstanden durch unsere Forschungsarbeit. So recherchieren wir gemeinsam mit einer Forschungsgruppe der Universität Tel Aviv zu diesem Thema. Der Kontakt zu dieser Gruppe, besonders zu Frau Dr. Irith Knebel, ist fester Bestandteil unserer Arbeit und als sehr wirkungsvoll einzuschätzen. Bei der Suche nach Überlebenden des Lagers Schwarzenpfost wandten wir uns an das Holocaust Memorial Museum in Washington. Auf einer von dort erhaltenen Liste fanden wir Namen jüdischer Männer und Frauen, die unter anderem auch in Schwarzenpfost für die Heinkel-Flugzeugwerke arbeiten mussten. Unter ihnen waren mehrere jüdische Häftlinge aus Polen.
Da wir eine partnerschaftliche Beziehung zu Schülern des Liceums aus Goleniow (Polen) unterhalten, helfen uns diese Schüler bei Übersetzungen von Briefen an ehemalige Häftlinge bzw. deren Angehörige.

Gemeinsam erforschen wir die Biografien einiger jüdischer Häftlinge. Wir konnten bisher direkte Kontakte zu zwei ehemaligen jüdischen Häftlingen bzw. ihren Familien aufnehmen. Über den Fundus des Survivors of the Shoah Visual History Fundation Los Angeles erhofften wir uns weitere Erkenntnisse. Als die Antwort auf unsere Suchanfrage per E-Mail eintraf, stieg die Hoffnung auf zusätzliche Informationen. Leider ergaben sich keine neuen Einzelheiten, wir hatten schon gut recherchiert. Nach Abschluss unserer Arbeiten zu Schwarzenpfost ist man in Los Angeles an unseren Ergebnissen interessiert. Auch in die Niederlande ging eine Anfrage zum Lager Schwarzenpfost, da wir auf einer Exkursion nach Overloon (Kriegs- und Widerstandsmuseum) einen Karteneintrag zu Schwarzenpfost fanden, was eher ungewöhnlich ist. Hierfür konnte uns keiner der Verantwortlichen eine Erklärung geben, zumal jeglicher Eintrag zum viel größeren KZ-Außenlager Barth fehlte. Weitere Hinweise erhoffen wir uns von der BStU (Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR), hier sind die Recherchen noch nicht vollständig abgeschlossen.

Am 23.10.2003 konnte eine Gedenk- und Informationstafel auf dem ehemaligen Gelände des Lagers der Öffentlichkeit feierlich übergeben werden. Die nötigen finanziellen Mittel konnten wir über Fördermittel des Landesrates für Kriminalitätsvorbeugung und durch Sponsoren erhalten. So unterstützen uns der Unternehmerverband Rostock, die Kvaerner Warnowwerft GmbH Rostock, die Gemeinden Bentwisch und Gelbensande, das Kraftwerk Rostock und Privatpersonen. Außerdem planen wir, einige Grund-mauern einer Baracke des Lagers Schwarzenpfost freizulegen, um etwas gegen das Vergessen zu tun und ein Ort des Erinnerns zu schaffen. Neben all diesen Tätigkeiten regten wir die Schüler dazu an, ihre Gedanken künstlerisch darzustellen. Vorbild dazu waren die Werke von Edvard Munch (z. B. „Der Schrei“) und Augenzeugenberichte ehemaliger Häftlinge.

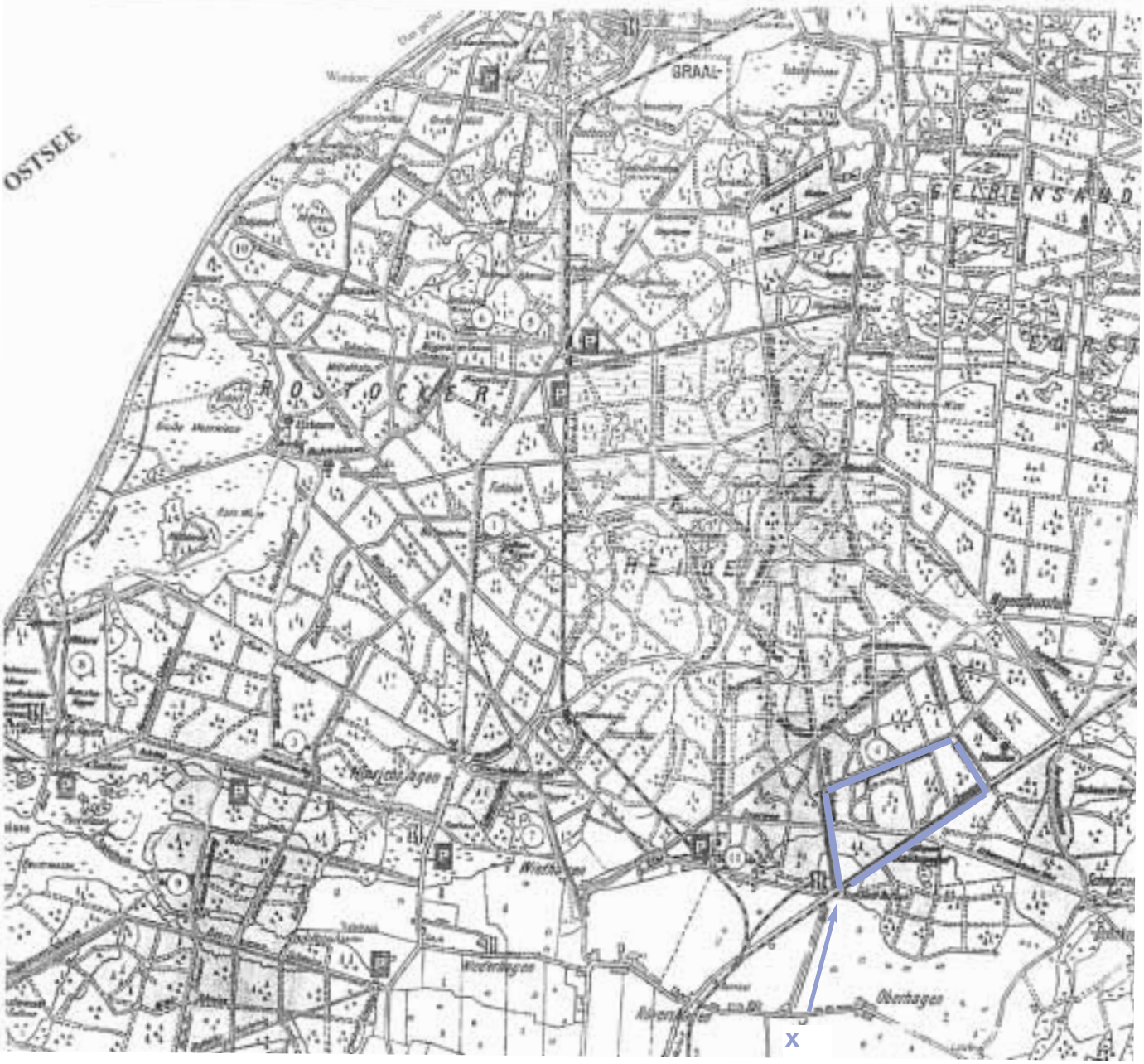
Um auch der breiten Öffentlichkeit Einblicke in unsere Forschungsergebnisse geben zu können, ist eine Ausstellung im Max-Samuel-Haus in Rostock geplant.

Das Gelände des Verlagerungsbetriebes Heinkel

Das Gelände des Verlagerungsbetriebes der Heinkel- Flugzeugwerke Schwarzenpfost

Hier mussten die Häftlinge vorwiegend für die Rüstungsindustrie arbeiten.

Kartenausschnitt aus : „Rostock Landschaft und Natur“, Rostocker Heide, Stadtforstamt , Hansestadt Rostock/ Presseamt



Das farbig gekennzeichnete Gelände (97 ha) gehörte zum Verlagerungsbetrieb der Heinkel-Flugzeugwerke Schwarzenpfost.
X: Dort befand sich das Unterkunftslager für die vorwiegend weiblichen Häftlinge. Von hier gingen die Häftlinge zu Fuß (siehe Pfeil) in den Verlagerungsbetrieb der Heinkel-Flugzeugwerke, um Zwangsarbeit zu leisten.

Unglaublich, aber wahr ...

Im März 2003 erhielten wir eine E-Mail von Arlen Reinstein aus Toronto/Kanada.

Durch unsere Recherchen beim Holocaust Memorial Museum Washington stießen wir auf den ehemaligen jüdischen Häftling Max Reinstein, der aus Polen stammte. Er wurde in verschiedene Konzentrationslager verschleppt. So kam er im April 1945 in das Lager Barth. Als die Rote Armee immer näher rückte, evakuierte die SS das Lager in Richtung Rostock, wo Max Reinstein die Befreiung erlebte.

Ein ähnliches Schicksal ereilte Edmond Y. Lipsitz, Jude aus Ungarn. Auch er überlebte den Holocaust. Er musste zuletzt im Lager Schwarzenpfost Zwangsarbeit leisten und wurde am 1. Mai 1945 in Rostock befreit. Max Reinstein und Edmond Y. Lipsitz gingen nach dem Krieg in ihre Heimat zurück. Später wanderten sie nach Toronto aus. Max Reinstein starb am 4. Februar 2003.

Erst durch unsere Nachforschungen lernten sich die beiden Männer Ende des Jahres 2002 kennen und beide Familien haben bis heute freundschaftliche Beziehungen und besuchen sich regelmäßig. Nach langen Gesprächen stellten sie fest, das Max Reinstein und Edmond Y. Lipsitz nicht nur am 1. Mai 1945 in Rostock befreit wurden, sondern auch 20 Jahre lang sechs Straßen voneinander entfernt in Toronto wohnten …

Max Reinstein 1947

Edmond Lipsitz 1999

Malka Weinreb

Malka Weinreb, geb. am 05.10.1904 in Miske/Ungarn (aus: Yad Vashem Archiv/Akte: 03/6790; Aussage vom 15.3.1992):

Malka Weinreb wurde am 28.4.1944 mit ca. 1000 anderen Juden vom Ghetto Subotica/Jugoslawien in Viehwaggons ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Am 30.10.1944 wurde Malka Weinreb ins Konzentrationslager Ravensbrück/Barth und am 14.3.1945 ins Außenlager Schwarzenpfost verbracht. Malka Weinreb musste dort unter unmenschlichen Bedingungen, ohne ausreichende Nahrung und medizinische Versorgung, arbeiten.
Sie erzählte :
„Schwarzenpfost war ein neues Lager, es war noch nicht komplett, wir mussten es bauen.“

Ihr habt am Aufbau des Lagers gearbeitet?

„Am Aufbau, ja, wir halfen, man errichtete dort eine Küche. Also haben wir dort gearbeitet. Wir haben draußen Vorbereitungen für Telefonkabel gemacht ... Wir waren dort nur 50 Jüdinnen, Juden, und 1400 Nichtjuden.“

Gab man Euch Essen?

„Ja. Von der Küche, von dort brachte man Essen. Ich sage Ihnen nicht, dass es wie zu Hause war … Ich kam mit 48 Kilo nach Hause ...“

Am 1. Mai 1945 begann für die Häftlinge der Todesmarsch zur schwedischen Grenze. Nach ein paar Tagen wurden sie endgültig von der Russischen Armee befreit. Malka Weinreb kam nach Rostock und von dort nach Neubrandenburg. Über Prag kehrte sie in ihre Heimatstadt Novi-Sad/Jugoslawien zurück. Sie fand dort nur mehr ihren 19jährigen Neffen vor. In Auschwitz wurden Malka Weinrebs ganze Familie vergast. Im Jahr 1948 wanderten Malka Weinreb und ihr Neffe nach Israel aus.

Ausführliche Forschungsergebnisse werden wir in einer gesonderten Handreichung zum Thema „KZ-Außenlager Schwarzenpfost“ präsentieren, die in absehbarer Zeit erscheinen wird.

Weitere Publikationen zur Unterrichtsgestaltung

Diese Publikationen bieten wir Ihnen zum Downlaod auf unserer Internetseite an unter: WWW.VOLKSBUND.DE !!!

„Gräbersuche online“

Vorschläge für Unterrichtsprojekte in Verbindung mit der Internet-Datenbank des Volksbundes. Mehr als drei Millionen Kriegstote sind in der Datenbank erfasst.

„Vorurteile abbauen“

Mit Texten zum Nachdenken, wie Vorurteile entstehen und wie man eigene Vorurteile überwinden kann, setzt sich diese Publikation auseinander.

„Moorsoldaten“

Am Beispiel der Geschichte der Emslandlager werden Vorschläge für Unterrichtsprojekte mit regionalgeschichtlichem Bezug beschrieben.

„Lebenszeichen, Feldpostbriefe erzählen ...“

Im Mittelpunkt stehen Einzelschicksale, an denen die Grausamkeit der Kriege unterschiedlicher Epochen deutlich wird.

Weitere Publikationen zur Unterrichtsgestaltung

„Trauer, Erinnerung, Mahnung“

Der Schwerpunkt dieser Publikation sind Anregungen und Ideen für Beteiligung von Jugendlichen an der Gestaltung des Volkstrauertages.

In unserem Leitfaden für Kontaktlehrer/innen finden Sie Hinweise und Anregungen für die Projektvorbereitung.

„Nix wie weg mit Vorurteilen“

Informationsbroschüre über die internationale Jugend- und Schularbeit des Volksbundes.

Neu erschienen ist die Ausgabe:

„Friedenserziehung in der Schule“

Der Volksbund will Partner in der Friedenserziehung sein. Der Bundeselternrat und die Ständigen Konferenzen der Kultusminister der Bundesländer unterstützen diese Arbeit. Diese Publikation gibt Schlaglichter auf die Zusammenarbeit zwischen Schule und Volksbund, und enthält vielfältige Anregungen für Schulprojekte in der Friedenserziehung.

Informationen und Broschüre über 50 Jahre Jugendarbeit

Über die Internationale Jugendarbeit berichtet der Film „Was machst Du diesen Sommer?“, der sich direkt an Jugendliche richtet. (VHS, 37 Min.).

Broschüre über 50 erfolgreiche Jahre Jugendarbeit des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Ausgabe 07/2003

Impressum:

(C) 2003 Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Bundesgeschäftsstelle, Werner-Hilpert-Str. 2, 34117 Kassel

Verantwortlich für den Inhalt: Landesverband Mecklenburg-Vorpommern,
Johannes-Stelling-Str. 3, 19053 Schwerin
Redaktion: Petra Klawitter – Regionale Schule Gelbensande,
Sportplatzweg 7, 18182 Gelbensande
Layout Umschlag & Innenteil: Daniela Kurze
Gesamtherstellung: druckerei bing, Briloner Landstraße 60, 34497 Korbach
Bi/2003/10

Hinweis:
Für den Fall, dass Rechtsinhaber nicht feststellbar waren, werden diese gebeten, sich an den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. zu wenden. Berechtigte Ansprüche werden im üblichen Rahmen abgegolten.